

Gelsenletter

Der etwas andere Newsletter von und über Autor/Selfpublisher Roman Just
www.gelsenkrimi.de romanjust@gelsenkrimi.de



Zwanzig Jahre
1933 - 1953

www.gelsenkrimi.de

Inhaltsverzeichnis

Impressum	2
Vorwort.....	3
Zu Roman Just.....	4
Tatort-Boston – Band 4	5
Leseprobe Tea-Party	6
Einladung zur Tea-Party.....	7
Tea-Party 1	23
Kurzinterview zu Tea-Party	57
Tatort-Boston 6 – Voltage	58
Leseprobe Voltage	59
Kurzinterview zu Voltage	98
Zwanzig Jahre – 1933.....	100
Leseprobe Zwanzig Jahre - 1933.....	103
Interview zu Zwanzig Jahre – 1933	141

Impressum

© 2024 Roman Just

Postanschrift: Roman Just, Holtwiesche 11, 45894 Gelsenkirchen, bei Hendricks

www.gelsenkrimi.de

romanjust@gelsenkrimi.de



Vorwort

Liebe Bücherfreunde,

in diesem Gelsenletter stelle ich meine letzten drei Veröffentlichungen vor. Besonders auf meinen Titel "Zwanzig Jahre – 1933" bin ich ausnahmsweise stolz. Seit ungefähr meinem sechzehnten Lebensjahr geistert mir diese Story im Kopf herum, nun ist der Anfang gemacht. Der Titel läuft unter der Serie "Zwanzig Jahre", die aus vier Bänden bestehen und bereits 2025 abgeschlossen sein wird.

Die Bücher, die ich in diesem Gelsenletter vorstelle, gibt es nun in drei Formaten, nämlich als E-Book, Taschenbuch und PDF-Manuskript. Letzteres Format ist nur auf meiner Homepage erhältlich, alle Titel werden im kommenden Jahr auch als Hörbuch erscheinen.

Viel Freude mit diesem Gelsenletter wünscht

Ihr Roman Just



Zu Roman Just

Roman Just ist in der Welt der Literatur in verschiedenen Genres unterwegs. Mit den Thrillern der "Tatort-Boston-Reihe" hat er den Einstieg in die Literaturwelt begonnen, sie dann mit den "Gelsenkrimis" fortgesetzt. Neben den Thrillern und Krimis arbeitet er an einer mehrteiligen Dystopie und einer historischen Familiensaga, hinzu kommen Ausflüge in andere Genres.

Zur Person:

Sternzeichen: Jungfrau

Gewicht: Im Moment viel zu viel

Erlerner Beruf: Kellner

Derzeit tätig als: Autor/Selfpublisher

Charaktereigenschaften: Impulsiv/Hilfsbereit

Laster: Nie zufrieden mit einem Ergebnis

Vorteil: Meistens sehr geduldig

Er mag: Klare Aussagen

Er mag nicht: Gier und Neid

Er kann nicht: Den Mund halten

Er kann: Zuhören

Tatort-Boston – Band 4

Genre:	Thriller, Krimi,
Serie:	Tatort-Boston – Band 4
Seiten-Print:	356
Seiten-E-Book:	307
Formate:	4 (Hörbuch 2025)

Veröffentlichungsdaten:

[E-Book: 7,99 €](#)

Veröffentlicht September 2024 - Lieferzeit: Sofort

[PDF-Manuskript: 7,99 €](#)

Veröffentlicht Juli 2024 - Lieferzeit: Sofort (Download)***

[Taschenbuch: 17,99 €](#)

Erhältlich ab August 2024 – Lieferzeit: 3 – 5 Tage

Hörbuch 19,99 €

Erhältlich erste Jahreshälfte 2025

***Nur auf <https://www.gelsenkrimi.de/pdf-manuskripte> erhältlich.

Leseprobe Tea-Party

Tatort-Boston 4 – Tea-Party



Inhalt: Detective Forrest Waterspoon wird in seinem vierten Fall wie nie zuvor gefordert. Ein merkwürdiger Suizid, ein Erpresserbrief und die Forderung von dreißig Millionen Dollar, dann ein Mord, der alles verändert. So beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit, bei dem es nicht nur um das Leben unschuldiger Einwohner Bostons geht. Doch was und wer steckt hinter allem, welche Ziele werden mit den Drohungen verfolgt? Bald scheint klar, was vorgeht, doch verhält es sich tatsächlich so?

Einladung zur Tea-Party

Clemens Burger war ein unscheinbarer Mann, zumindest äußerlich. Er trug einen Schnurrbart, beim Lesen benötigte er eine Brille. Sein dunkles, dichtes Haar besaß bereits graue Strähnen, was wohl nicht an seinen vierzig Jahren lag, eher seinem Beruf zugeschrieben werden konnte. Clemens lebte zu seiner Freude seit Jahren mit einem leichten Untergewicht, seine Größe ließ sich als durchschnittlich bezeichnen. Insgesamt hätte er mit dem Ruf eines Mitläufers klarkommen müssen, wäre er in Boston in gewissen Kreisen nicht eine bekannte Größe gewesen.

Wer nun dachte, Clemens sei berühmt und vielleicht reich, der täuschte sich. In der Öffentlichkeit ging sein Bekanntheitsgrad kaum über die Stadtgrenzen Bostons hinaus, dafür besaß er das Privileg, bei staatlichen und städtischen Sicherheitsbehörden und Gerichten landesweit ein gefragter Mann zu sein. Sein Einkommen erzielte Clemens als unabhängiger Gutachter, nicht etwa nach Unfällen und zerstörerischen Naturkatastrophen, sondern in der nahezu perfekten Beurteilung von Kapitalverbrechern. Seine Einschätzungen wiesen kaum Fehlerquoten auf, wenn, waren sie unbedeutend oder befanden sich sehr nah an der Wahrheit. Die verlässlichen Charakteristiken und Prognosen über Mörder, Triebtäter, Terroristen und sogar Kannibalen, brachte ihm den Ruf eines genialen Profilers ein, der wundersamerweise keiner Institution unterstand. Angebote bekam er über viele Jahre hinweg regelmäßig, mehrfach hatte die CIA versucht, ihn anzuheuern. Doch es hatte sich herausgestellt, dass sich der

Auslandsgeheimdienst vor allem für seine Fähigkeiten interessierte, von einhundert Leuten neunundneunzig hypnotisieren zu können. Auch das FBI war öfter an ihn herangetreten, nur wollte er weder für einen Tiger noch für einen Bären arbeiten. Er sah in den Organisationen keinen großen Unterschied, weswegen seinerseits stets Absagen folgten. Bereut hatte es Clemens nie, nur war die Show des Lebens nicht so abgelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Als Profiler und Gutachter der verbrecherischen, mitunter schwergeschädigten Psychen, verdiente er zwar nicht schlecht, aber große Sprünge waren nicht drin. Die Nebeneinkommen mit seinen Hypnosekünsten waren überschaubar, durch beides standen Bescheidenheit und Verzicht häufig auf dem Tagesprogramm. Dadurch wurde ein wachsender Frust geboren, der an Gewicht zunahm, wenn ein Wunsch unerfüllt blieb oder ein Urlaub ins Wasser fiel. Clemens lief finanziell seit Wochen am Stock, der Grund lag nicht nur, aber auch an seinen kostspieligen Gewohnheiten.

Er übte nämlich in seiner Freizeit Hobbys aus, ohne die er eingegangen wäre, die allerdings Geld kosteten. Tennis und Golf spielen, war schon teuer genug, sein lieb gewonnenes Reitpferd und das Tauchen übertrumpften diese Ausgaben um ein Vielfaches. Letztere Freizeitaktivitäten waren im Umland von Boston kein Problem. Die Landschaft lud zum Wandern und Reiten ein, der Atlantik lag praktisch vor der Tür. Den Clou stellten jedoch die Aquarien dar, die er besaß. Ein riesiges Aquarium stand im Hypnoseraum seines Häuschens in Revere, einem Vorort Bostons. Das andere Fischbecken befand sich in einem Gebäude der Hauptstadt des Bun-

desstaates Massachusetts, von dem nur staatliche Behörden wussten, dass es in dieser Form existierte. Tagtäglich gingen unzählige Leute an dem Haus vorbei, ohne zu ahnen, was sich hinter den Mauern abspielte. Offiziell gehörte das Objekt zu den in der Straße liegenden Gerichtsgebäuden. Es hatte einst den Spitznamen "Court-Coffee" erhalten, da Gerüchte zu der Annahme führten, dass sich Gerichtsmitarbeiter hinter der Fassade des Gebäudes ihre Pausen gönnten. Das widersprach den merkwürdigen Vorgängen, die verdeckt stattfanden. Zu den unmöglichsten Zeiten, meist bei Dunkelheit, fuhren kleine bis mittlere Transporter in den Hinterhof, wo dann seltsames geschah. Aus den uneinsichtigen Frachträumen stiegen Männer, die alle Hand- und Fußfesseln trugen. Tage oder Wochen später wurden sie auf die gleiche Weise wieder abgeholt.

Verantwortlich dafür war Clemens Burger. Seine Professionalität ergab eine hohe Nachfrage nach seinen fachmännischen Analysen, die er in ihrem Umfang unter den damals gegebenen Bedingungen nicht hätte bewältigen können. Ein Gutachten über einen Schwerverbrecher innerhalb von ein paar Stunden zu erstellen, machte keinen Sinn, denn vor Gericht wäre es wenig oder gar nichts wert gewesen. Jeder einigermaßen gute Rechtsanwalt hätte es in der Luft zerrissen. Clemens sprach die ungünstigen Umstände nicht an, stattdessen wurde ihm ein Angebot offeriert, welches er ausnahmsweise annahm. Der ihm gemachte Vorschlag konnte jedoch erst nach einer Vorbereitungs- und Umbauphase in die Realität umgesetzt werden, vorher und bis dahin sah der Tagesablauf von Clemens wie der eines Weltenbumblers

aus. An einem Tag saß er einem Killer in Texas gegenüber, am nächsten in Michigan einem Serienvergewaltiger. Tags darauf flog er wieder nach Texas, um sich nachfolgend in Florida wiederzufinden, wo er einen Serienmörder einzuschätzen begann. So ging es Tag ein, Tag aus. Somit verbrachte er mehr Zeit im Flugzeug, anstatt mit Verbrechern in einem Zimmer, über die ein Gutachten benötigt wurde. Clemens Auftraggeber sahen die Lösung im einst leerstehenden "Court-Coffee", aus dem daraufhin ohne das Wissen der Bürger mitten in der Stadt eine geschlossene psychiatrische Anstalt wurde, die mit einem Hochsicherheitsgefängnis verglichen werden konnte. Die Räumlichkeiten ermöglichten eine Unterbringung von dreißig hochgefährlichen Straftätern, die Leitung des Hauses übernahm folgerichtig Clemens, mit einem Unterschied zur üblichen Praxis. Der Profiler übernahm die Stellung mit der Bedingung, unabhängig bleiben zu dürfen. Nachfolgend erhielt er je Gutachten die standardmäßigen Honorare, bis in die Gegenwart hatte sich daran nichts geändert.

Kaum war das "Court-Coffee" in Betrieb genommen worden, schaffte sich Clemens das zweite Aquarium an, es landete an seiner neuen Arbeitsstätte in seinem Büro. Mit der fast schon monumentalen Investition wollte der Gutachter nicht allein sein seelisches Gleichgewicht halten, sondern sie auch für seine berufliche Zwecke nutzen. Unabhängig davon, dass es besser funktionierte als er zuvor dachte, der feste Standort besaß keinen positiven Einfluss auf seine erwachte und tendenziell ansteigende Frustration, die an diesem Abend ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Schuld daran waren mehrere Faktoren, zu ihnen gehörte sein Lebensstandard. Er wäre womöglich zufrieden gewesen, doch sämtliche Medien und die schreibende Presse hatten ihn endgültig in Rage gebracht. Über Wochen hinweg musste er sehen, hören und lesen, dass sich redliche Arbeit nicht lohnte. Er, der die Welt im Flugzeug meilenmäßig mehrfach umrundet hatte, insgesamt tausende von Stunden in Gesellschaft von Gewaltverbrechern zubrachte, musste jeden Cent umdrehen, um sich seine Hobbys zu gönnen, auch um abschalten zu können, während andere nur die Hand aufhielten und sich schmieren ließen. Enttäuschend für Clemens war zudem, dass sich unter den Bestochenen auch ein Mann befand, dem er beruflich viel zu verdanken hatte, ihn als Mentor, deshalb als Freund ansah. Von ihm selbst hatte er es erfahren. Immer mehr Abscheulichkeiten waren in den vergangenen Wochen zutage gekommen. Apotheker, Psychiater mittleren Formats und anerkannte Psychologen waren durch eine veröffentlichte Liste, die eigentlich hätte geheim bleiben sollen, als korrupt enttarnt worden. Eine Welle der Entrüstung war durch das Land geschwappt, löste weltweit Tsunamis der Empörung aus. Für Clemens war es wie ein Schlag ins Gesicht. "Die Schufferei all die Jahre, wofür? Nur um einen Urlaub zu verschieben, einen Tauchgang abzusagen, den Fischen weniger Futter in die Aquarien zu streuen, dem Pferd eine Möhre vorzuenthalten?", dachte er sich. Vor Jahren hatte ihm ein mehrfacher Raubmörder eine fette Summe angeboten, wenn er ein Gutachten erstellen würde, welches diesem zugutegekommen wäre. Clemens war sich und seinem Job treu geblieben, dabei hätte er leicht

zugreifen können, dürfte nun irgendwo in Thailand in der Sonne liegen. Er sah auf die Uhr, die über der Tür zu seinem Büro hing, ein paar Minuten hatte er noch. Sein Ärger bezog sich nicht allein auf die Bestechlichen und seine finanzielle Situation, hinzu kam zum Beispiel sein Name. Wer hieß in Amerika schon Burger? Einen "Clemensburger" bot keine Fastfood-Kette an. Die Foppereien hielten sich inzwischen zwar in Grenzen, doch es schien, als ob sie nie vollends verstummen würden. Hinzu gesellte sich seine Einsamkeit, an der sein appetitanregender Familienname womöglich nicht ganz unschuldig war. Mit seinen Fischen und seinem Pferd führte Clemens mittlerweile genauso lange Gespräche, wie mit den Strolchen, die er analysieren sollte. Ihre Ausreden, Lügen, Motive, schwere Kindheiten, böse Eltern, es nervte einfach, erst recht die richtig Gestörten, die völlig hemmungslos töten konnten, aber unfähig waren, sich die Schuhe zu binden. Clemens Burger war Waise, deshalb in einem Internat groß geworden, in dem eine Brutalität vorherrschte, die ihm dabei half, Menschen beurteilen zu können. Er lebte allein, eine Liebschaft und Heirat hatte sich nie ergeben. Im Grunde genommen wusste er gar nicht, welches Geschlecht er lieber mochte, vertrat gefühlsmäßig die Ansicht, eher Frauen zugeneigt zu sein. Darauf deutete auch der plötzlich harte Umstand hin, der in seiner Unterhose präsent wurde, wenn er einer reizvollen weiblichen Person nachsah. Oft kam so etwas nicht vor, um sechs Uhr morgens betrat er das "Court-Coffee", zuhause traf er meistens erst nach acht Uhr abends ein, manchmal noch später. Er arbeitete fünf Tage in der Woche mit den zu beleuchtenden

Schwerkriminellen zusammen, jeden Samstag legte er Berichte an und kümmerte sich um sonstige Aufgaben im Büro. Nur der Sonntag blieb ihm für seine geliebten Hobbys, was seine extreme Unzufriedenheit zusätzlich erklärte. Erneut blickte Clemens nachdenklich zur Uhr. Fünf Minuten blieben ihm noch, um eine Entscheidung zu treffen. Jeder der ihn kannte, hätte zurecht behauptet, der Mann könnte keiner Fliege etwas zuleide tun. Tatsächlich war Clemens ein friedliebender Mensch, der jede Form von Gewalt hasste. Ihn zeichneten ein scharfer Verstand, angenehme Umgangsformen und ein Humor aus, der eventuell aufgrund seiner Tätigkeiten einen rabenschwarzen Einschlag besaß. Dem Leben gegenüber gab er sich aufgeschlossen, nur machte ihm häufig die verfügbare Zeit einen Strich durch die Rechnung. Falls bei ihm ein negativer Wesenszug ab und zu hervorstach, handelte es sich um einen ungesunden Egoismus. Er hatte wegen seiner Fähigkeiten auf so vieles verzichtet, geplante Vorhaben verschieben oder ganz absagen müssen, auch damit sollte nun ein für allemal Schluss sein. Er sah zu dem Aquarium, welches die Wand zu seiner linken Seite in der Länge fast vollständig einnahm. Stundenlang hätte er den eleganten Bewegungen der Fische zusehen können. Auch ihre schillernden Farben und das Blubbern des Wassers besaßen die Fähigkeit zu beruhigen. Das Aquarium verfügte über eine Magie, die auf Geist und Seele einwirken konnte. Manche der zu begutachtenden Kriminellen berichteten nach einem Aufenthalt in diesem Raum von intensiven und lebhaften Träumen, die ihnen eine neue Sichtweise auf ihre brutalen und im Nachhinein sinnlosen Verbrechen er-

öffneten. Zwar wurden sie dadurch selten einsichtig oder in vollem Umfang geständig, aber Clemens erhielt einen tiefen Einblick in ihre Psychen, womit er einem abschließenden Gutachten näherkam. Es war soweit: Stunden- und Minutenzeiger der Wanduhr lagen übereinander auf der Zwölf, die Glocke einer in der Nähe liegenden Kirche schlug Mitternacht. Clemens erhob sich, schloss das geöffnete Fenster, verließ sein Büro, das er auch für Gespräche mit den Insassen der Anstalt nutzte. Er begab sich in den Kontrollraum, in dem sich über ein Dutzend Monitore befanden. Von hier aus konnten die Gänge, Etagen, Räume und Zellen gleichzeitig überwacht werden.

Das vor Ort anwesende Sicherheitspersonal schlief, es handelte sich um drei Männer. Sie wurden auch nicht wach, als er das Zimmer betrat. Clemens sah auf die Monitore, betätigte einige Tasten, bis er auf diese Weise das gesamte Gebäude durchforstet hatte. Ihm boten sich Bilder, die absurder nicht sein konnten. Einige Mitarbeiter des Wachpersonals lagen am Boden, sie waren bei ihren Kontrollgängen zusammengebrochen. Andere hingen wie leblos in ihren Stühlen oder, wie im Kontrollraum, scheinbar ohnmächtig über ihren Arbeitsplätzen. Insgesamt handelte es sich um fünfunddreißig Männer, die außer Gefecht gesetzt worden waren. Jede der drei Schichten im "Court-Coffee" umfasste dieselbe Anzahl an Wachpersonal: Einen Schichtleiter, zehn Mann je Etage, je zwei Leute waren für den Kontrollraum und die Personen zuständig, die das Gebäude betraten oder verließen. Um irgendeinen Vorgang durchzuführen konnten aus jeder Etage fünf Männer abgezogen werden. Eine Übersicht

ergab, dass auf jeden Insassen ein Wachmann kam, wobei es so gut wie nie geschah, dass in den Etagen mehr als ein Häftling aus der Zelle geholt wurde. Clemens Burger war mit den Bildern sehr zufrieden, die sich ihm auf den Monitoren boten. Während sich das Sicherheitspersonal im Reich der Träume und Tatenlosigkeit befand, standen die Gefangenen in ihren Zellen wie Soldaten vor der Haftraumtür, blickten wie Mumien in die Kameras, von denen sie Tag und Nacht beschattet wurden.

Clemens nahm einen Generalschlüssel an sich, spazierte in den dritten Stock, wo er einen Arrestraum nach dem anderen öffnete. Damit waren die inhaftierten Kapitalverbrecher noch nicht frei, dazu musste noch eine elektronische Entriegelung im Kontrollraum vorgenommen werden, erst dann öffneten sich die Zellentüren automatisch. Auf dem Weg in den zweiten Stock ließ Clemens sämtliche Türen offen, wiederholte den Vorgang aus der Etage über ihm, anschließend passierte das gleiche im ersten Stock. Danach kehrte er ins Erdgeschoss zurück, sperrte den Haupt- und Hintereingang auf. Danach trat er erneut in den Kontrollraum, schaltete sämtliche Sicherheitsvorrichtungen aus, schließlich entriegelte er die Türen der Hafträume. Über die Monitore verfolgte er das weitere Geschehen. Die Häftlinge entkleideten einen Wachmann nach dem anderen. Alle Häftlinge wurden auf diese Weise fündig, zogen Uniformen an, die ihnen wie angegossen oder zumindest einigermaßen passten. Als ob ein Schichtwechsel stattfinden würde, verließen sie im Anschluss nacheinander und ungehindert das Gebäude. Sie gingen achtlos an Clemens vorbei, der sich vor den Kontroll-

raum aufhielt, als ob er nicht zugegen wäre. Dreißig Kapitalverbrecher schritten wie Vollzugsmitarbeiter in die Freiheit, hätten auf Dritte den Eindruck gemacht, froh zu sein, endlich Dienstschluss zu haben. Vor dem "Court-Coffee" schlug jeder bald eine andere Richtung in den nahezu leeren Straßen Bostons ein. Nachdem alle Gefangenen das Gebäude verlassen hatten, fing Clemens an, die zuvor durchgeführten Schritte rückgängig zu machen. Er schloss die Eingänge, aktivierte die Sicherheitsanlage, sperrte in allen Stockwerken sämtliche Türen und Zellen zu.

Um drei Uhr morgens saß Clemens in seinem Büro hinter seinem Schreibtisch. Was in den vergangenen drei Stunden abgelaufen war, dazu hatte er ein paar Wochen an Vorbereitungszeit benötigt. Gedrängt zu dem radikalen Schritt fühlte er sich durch eine Nachricht, die ihn halb wahnsinnig werden ließ. Ein Brief seiner Hausbank klärte ihn darüber auf, dass seine Ersparnisse in Form von Aktien über Nacht wertlos geworden waren. Bei den Spareinlagen handelte es sich um Papiere, in die er nur deshalb investiert hatte, da sie das Finanzinstitut als sicher einstufte. Sogar einen Kredit hatte er damals erhalten, um einen höheren Betrag in die Aktien stecken zu können. Den Verlust hätte Clemens ertragen, aber nicht die Konsequenzen, mit denen er sich plötzlich konfrontiert sah. Die halsabschneiderische Bank hatte ihm den Kredit gekündigt, das Konto und die Kreditkarten gesperrt. In der Begründung dazu hieß es, dass seine Kontoführung zu wünschen übrig ließ. Geldeingänge erfolgten unregelmäßig, weswegen die fortlaufende Kontoüberziehung nicht mehr geduldet werden konnte, da es wegen der ausgereizten Hy-

pothek an seinem Haus an weiteren Sicherheiten fehlte. Gerügt wurde auch die Rückzahlung seines Darlehens, welches er bereits zur Hälfte getilgt hatte. Letztlich hatte er der Bank Schulden statt Ersparnisse zu verdanken, worüber er sich als jahrzehntelanger Kunde maßlos ärgern musste. Das Hauptproblem war jedoch ein anderes: Das nächste Gutachten über einen der Schwerverbrecher, somit ein Honorar in absehbarer Zeit, würde Clemens bei korrekter Arbeitsweise erst in frühestens ein paar Tagen fertigstellen können, was zur Folge hätte, mindestens einen Monat ohne einen Cent in der Tasche herumlaufen zu müssen. Natürlich bestand die Möglichkeit, sich da oder dort etwas zu leihen, um über die Runden zu kommen, aber ein kleines Privatdarlehen half ihm nicht weiter. Eine Alternative wäre, sich an seine Auftraggeber für die Gutachten zu wenden, doch das wäre am Ende mit der Aufgabe seiner Unabhängigkeit verbunden gewesen, was für ihn niemals in Frage käme. Die seelische Belastung spitzte sich zu, als ihm bewusst wurde, dass sein Haus in Revere, wegen des einstigen Darlehens, mehr oder weniger der Bank gehörte. Im Grunde konnte sie ihm alles wegnehmen, wovon er geglaubt hatte, es gehöre ihm. Das Haus, das Pferd, die Aquarien, sogar seine Taucherausrüstung, das Finanzinstitut würde alles unternehmen, um an seine Außenstände zu kommen. Damit nicht genug: Sein wirtschaftlicher Ruin bedeutete gleichzeitig seinen beruflichen Untergang. Welchen Stellenwert und was für eine Glaubwürdigkeit besaßen Gutachten von einem Mann, der seine Finanzen nicht im Griff hatte, somit sein Leben nicht koordinieren konnte. Selbst der schlechteste Rechtsanwalt

wäre imstande, seine Analysen anzuzweifeln, wodurch die Chance stieg, ein Gegengutachten einzufordern. Kein Richter könnte einen solchen Antrag ablehnen, wodurch Clemens Auftraggeber sich nach und nach von ihm abwenden würden. Aus diesem Dilemma gab es keinen Ausweg. Die Bank hatte ihn auflaufen lassen, mit ihrem Brief einen Teufelskreislauf ausgelöst, der sich immer schneller zu drehen begann. Es gab niemanden der von seinen privaten Problemen wusste, nur die Mitarbeiter der Bank und sein bester sowie einziger Freund waren davon ausgenommen. Das soziale Umfeld des Profilers war mehr als überschaubar. Es lag an seinem Job, weshalb er Menschen nicht mochte, deshalb keine weiteren Freundschaften schließen wollte. Wäre es anders gewesen, hätte er sich auch wegen der ihn verfolgenden Schwierigkeiten niemals die Zeit nehmen können, um seinen Freundeskreis zu erweitern. Mehr Freunde hätten zudem bedeutet, noch öfter auf seine Hobbys verzichten zu müssen, das waren ihm die auf ihre Art stets undurchsichtigen klugscheißenden Zweibeiner nicht wert. Nur sein Kummel kannte ihn in- und auswendig. Mit ihm konnte Clemens Burger über alles reden, ausschließlich er verfügte über das Wissen, wie der Profiler, dachte, fühlte, was er ablehnte und guthieß. In ihm sah der Gutachter einen Vaterersatz und zusammen hatten sie sich eine Lösung für seine Probleme ausgedacht. Clemens war zunächst skeptisch, doch bei Betrachtung der ihn umgebenden persönlichen und beruflichen Zustände, war es nur eine Frage der Zeit, bis er dem Vorschlag zustimmen würde. Das war eben vor ein paar Wochen passiert. Seitdem arbeitete der Profiler mehr als je zuvor, blieb

oft bis tief in die Nacht im "Court-Coffee", übernachtete dort sogar manchmal in seinem Büro. Für das Sicherheitspersonal sah es aus als ob Clemens Burger bestrebt zu sein schien, so viele Gutachten über die Insassen des "Court-Coffee" zu erstellen wie er konnte. Die Emsigkeit des Profilers fiel natürlich auf, einige der Wachleute folgerten daraus einen typisch menschlichen Gedanken: Mehr Beurteilungen bedeuteten für den Gutachter höhere Einnahmen. Zwangsläufig wurde dadurch bei dem einen oder anderen Sicherheitsbeamten der Gedanke geboren, dass ihr erster Ansprechpartner in dem Gebäude entweder finanziell in der Klemme saß, oder etwas vorhatte, was mit höheren Ausgaben verbunden wäre. Der Kraftakt des Profilers ging nicht spurlos an ihm vorbei. Die täglichen Gespräche mit Kapitalverbrechern kosteten Substanz. Der Gutachter verfügte zwar über eine Sensibilität, die für seinen Beruf unabdingbar war, zugleich war sie so ausgeprägt, dass sie selbstzerstörerische Elemente in Bewegung setzen konnte.

Sie traten in Kraft, wenn er es mit besonders barbarischen Verbrechern zu tun hatte, ebten jedoch nach Abschluss der psychischen Analyse schnell wieder ab. Ihre Auswirkungen zeigten sich in Schlaf- und Appetitlosigkeit, gelegentlich durch eine auffällige Passivität, die durchaus mit psychosomatischen Depressionen vergleichbar waren. Jeder Schritt und jede Handlung fielen Clemens in solchen Momenten sehr schwer, die Überwindung des inneren Schweinehundes gelang ihm jedoch relativ zügig. Mittlerweile gestaltete es sich allerdings so, dass die eingeleitete Selbstzerstörung von seinem Frust gefördert wurde. Dazu trug in erster Linie bei,

dass er für seinen wochenlangen körperlichen, verbalen und geistigen Einsatz enorme Geduld aufbringen musste. Erst an diesem Tag waren die Vorbereitungen endlich abgeschlossen worden. Der Deal mit seinem Freund hatte mit der Freilassung der Kapitalverbrecher den Startschuss erhalten, in wenigen Tagen würde sich ihr Leben und auch das der Kriminellen gewaltig ändern.

Clemens Burger wäre nicht der Gutachter und Profiler gewesen der er war, wenn er seinem Freund gegenüber eine Gutgläubigkeit an den Tag gelegt hätte, die er den Schwerverbrechern vorenthielt. Sicher, er vertraute ihm, glaubte an ihn, bewunderte ihn wegen seiner Einstellung, dennoch war Vorsicht besser als Nachsicht. Noch einmal eilte er in den Kontrollraum, suchte und fand den Schalter für die Überwachungskamera, die in seinem Büro installiert war. Er schaltete sie aus, vollzog in seinem Arbeitsraum Schritte, die ungewöhnlich waren, danach nahm er die Kamera wieder in Betrieb. Anschließend verließ er das "Court-Coffee", begab sich zu seinem Wagen und steuerte ihn zum Treffpunkt, an dem er sich mit seinem Kumpel verabredet hatte. Es war logisch, dass die Vorgänge im "Court-Coffee" ihm zur Last gelegt werden würden, weshalb ihr Abkommen die Vereinbarung beinhaltete, dass ihn sein Freund bis zum erfolgreichen Abschluss ihres Deals verstecken sollte.

Während der Fahrt beschäftigte sich Clemens komischerweise mit düsteren Gedanken. Seit ein paar Tagen war er nicht mehr wie früher fähig, die Werdegänge der Schwermkriminellen innerhalb von wenigen Stunden zu verarbeiten. Selbst das bewusstlose Sicherheitspersonal, das nackt im

"Court-Coffee" verstreut herumlag, auch ihre Kollegen, von denen sie nach acht Stunden abgelöst werden sollten, hatten diesbezüglich Veränderungen an ihm festgestellt, die ihm jederzeit zum Nachteil gereichen konnten. In dieser Hinsicht waren ihm bereits gewisse Gerüchte zu Ohren gekommen. Ihm war klar, dass auch diese Dinge an seiner Existenz nagten, sie über kurz oder lang zerstören würden. Dabei zusehen wollte er nicht, überhaupt, er hatte zu nichts mehr Lust, war saft- und kraftlos. Der Gedanke in Zukunft von Gano-ven aller Art nichts mehr hören, lesen und sehen zu müssen, erfüllte ihn mit tiefster Vorfreude. Wie sein Kumpel schätzte er ihr Vorhaben als bombensicher ein. Obwohl er krimineller Natur war, er selbst über derartige Energien nicht verfügte, sah er in ihrem begonnenen Handeln einen Akt der Gerechtigkeit. Es verhielt sich nicht so, dass sein älterer Freund zu irgendeiner Kategorie von Schurken gehörte, doch besaß er mehr Lebenserfahrung, stand zudem mitten im Leben, was Clemens von sich und seinem Alltag keinesfalls behaupten konnte. Sein täglicher Trott bestand aus seinem Büro, den Schwerverbrechern, die er in diesem empfing und aus den Gesprächen, die er mit ihnen führte. Nur der Sonntag blieb ihm zum Leben und zum Durchatmen. Dieser Lebenswandel hätte ihn auf Dauer umgebracht, im Beruf vorhandene Begleitumstände wären auf Dauer dazu fähig gewesen, ihn verzweifeln zu lassen. Vieles lief im "Court-Coffee" so ab, wie es nicht vorauszusehen war, beinhaltete Methoden, mit denen er nicht einverstanden sein konnte. Einwände seinerseits hatten sich als sinnlos erwiesen, wodurch er sich ir-

gendwie an den Zuständen mitschuldig fühlte. Zwei Häuserblocks vor dem Ziel blieb Clemens Burger am Straßenrand stehen. Er überdachte die letzten Stunden, vergewisserte sich, ob er nichts vergessen hatte. Er griff nach seinem auf dem Beifahrersitz liegenden unlängst erworbenen Prepaidhandy, kontrollierte die gespeicherten Kontakte. Es waren einunddreißig an der Zahl, die nur per Handy zu erreichen waren, weitere einhundertfünf, die über das Festnetz und sogar per E-Mail angeschrieben werden konnten. In der Gewissheit, an alles Erforderliche gedacht zu haben, setzte er seinen Weg fort.

Das Gespräch mit seinem befreundeten, väterlichen Komplizen war von kurzer Dauer, fand auf einem ansonsten leeren Parkplatz eines Supermarktes statt. Clemens Burger und sein Freund blieben in ihren Autos sitzen, unterhielten sich durch die geöffneten Fenster im ausreichenden Abstand zu dem Konsumgebäude. Dann trat das ein, was der Profiler befürchtete, doch nie imstande gewesen wäre zu glauben, dass es dazu kommen würde. Aus beruflicher Perspektive konnte somit gesagt werden, dass Clemens Burger erstmals über einen Menschen ein komplett falsches Gutachten ausgestellt hatte. Es war Mittwochmorgen, die Morgendämmerung versprach einen wunderschönen Tag, läutete zugleich die erste "Tea-Party" ein, von der noch niemand ahnte, dass sie stattfinden sollte.

Tea-Party 1

Boston, Juli 2019

Detective Forrest Waterspoon stand auf einem riesigen Parkplatz eines Supermarktes, innerhalb eines von der Polizei abgesperrten Geländes. Konsumenten, die darauf gewartet hatten, dass der Einkaufsmarkt endlich seine Türen öffnen würde, war ein abseitsstehendes Fahrzeug aufgefallen. Einem besonders neugierigen, vielleicht auch besorgten Kunden blieb es schließlich vorbehalten, hinter dem Lenkrad des Autos einen Toten zu entdecken. Erschrocken sprang er von der Fahrertür zurück, rief umgehend die Polizei.

Mittlerweile hatte der Ermittler den Wagen mehrfach umkreist, die Leiche hinter dem Steuer aus allen Richtungen betrachtet. Im Anschluss musterte er den Leblosen in gebückter Stellung durch die offene Fahrertür, danach in gleichem Muster durch die Beifahrertür. Hinterher nahm Forrest seine gegenwärtige Position ein, zündete sich nachdenklich eine Zigarre an. Er vernahm Schritte in seinem Rücken, verzichtete darauf sich umzudrehen, wusste, wer auf ihn zukam.

»Womit haben wir es zu tun?«, fragte Morddezernatsleiter Joshua Jason Calbott, als er neben dem Detective zum Stehen gekommen war.

Forrest steckte sich die Zigarre in den Mund, zog sich die Jacke aus. Obwohl es noch nicht einmal zehn Uhr war, schien der Asphalt unter seinen Füßen bereits zu glühen. Er warf sich das Kleidungsstück über den linken Arm, nahm

die Zigarre zwischen die Finger seiner rechten Hand. »Es sollte nach Selbstmord aussehen, aber hier stimmt vorne und hinten nichts«, antwortete er, deutete zu dem rund zehn Meter entfernten Wagen, indem der Tote saß. »Der Mann kann sich unmöglich hinter dem Steuer eine Kugel durch den Kopf gejagt haben. Wer das inszeniert hat, ist ein Laie. Jeder der sich regelmäßig Krimis im Fernsehen ansieht, hätte es glaubwürdiger hinbekommen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Schau dir die Blutspritzer im Wagen an, dann weißt du Bescheid. Dem Toten wurde die Waffe nach dem Schuss in die Hand gelegt«, erklärte Forrest.

»Also ein inszenierter Suizid, somit Mord«, stellte JJ fest.

Waterspoon drehte sich seinem Vorgesetzten zu. »Darauf kannst du jede Wette eingehen. Merkwürdig ist eines: Wer trifft sich am frühen Morgen auf einem leeren Parkplatz vor einem Supermarkt? Geschäftsleute kaum, Ganoven eher. In welcher Form auch immer, der Mörder und das Opfer haben sich gekannt.«

JJ nahm Schritt auf, ging auf das Auto zu. Als er registrierte, dass Forrest ihm folgte, fragte er: »Was für Rückschlüsse und Überlegungen hast du noch parat?«

»Es war Mord, reicht das nicht? In welcher Verbindung Täter und Toter zueinander standen kann ich nicht einschätzen, nur eines vermuten: Der Treffpunkt war vom Schützen ausgewählt, nämlich in der Absicht, abseits jeglichen morgendlichen Trubels zu töten.«

»Genauso gut könnte es zwischen den beiden während des Gesprächs zu einem Streit gekommen sein.«

»Die Möglichkeit einer Affekthandlung schlieÙe ich aus, wer so handelt, verschwindet auf der Stelle, macht sich nicht die Mühe mit der Waffe«, entgegnete Forrest.

Nachdem JJ das Wageninnere begutachtet hatte, richtete er sich auf, blickte den Detective an. »In einem Punkt hast du recht, es war Mord. Die Blutspuren belegen es. Hast du schon herausgefunden, ob es eine Parkplatzüberwachung gibt?«, sah der Morddezernatsleiter in Richtung des riesigen Supermarktes.

Dazu hatte sich Waterspoon noch keine Gedanken machen können, schließlich war er beim Rauchen gestört worden. »Ich frage nach, aber schau dich um. Einer der größten Supermärkte in Massachusetts kann sich noch nicht einmal Laternen auf dem Parkplatz leisten, dann weißt du Bescheid. Warum sollten wir auch mal Glück haben?«

Die Gesichtsbräune des Morddezernatsleiters, der erst vor wenigen Tagen aus dem Urlaub zurückgekehrt war, erhielt die Nuance eines Sonnenbrandes. »Mit meiner Frau war ich schon öfter abends hier. Wenn es dunkel ist, wird der Parkplatz von Strahlern beleuchtet, die sich auf dem Dach des Gebäudes befinden«, sagte er, schien peinlich berührt, zugeben zu haben, seine Frau beim Einkaufen zu begleiten.

Forrest bemerkte es, zuckte mit den Schultern. »Lass mal JJ, ich spiele auch ab und zu den Tütenträger für Betty. Was ich mich frage, ist, wie der Schuss zustande gekommen ist. Die Leiche starrt geradeaus, die Blutspritzer auf der Beifahrerseite zeigen auf, dass er seinem Mörder direkt ins Gesicht gesehen haben muss. Stand der Täter vor der Fahrertür, saÙ er eventuell selbst in einem Fahrzeug?«

»Fragen, die dir die Spurensicherung und Gerichtsmedizin sicher bald wegen des Einschusswinkels beantworten werden. Sind die Details von Belang? Ich finde nicht, falls doch, was berücksichtige ich nicht?«, fragte Joshua Jason Calbott, der selbst viele Jahre seinen Dienst aktiv in verschiedenen Abteilungen des "BPD" verrichtet hatte.

Diesmal bewegte Forrest den Kopf leicht von links nach rechts. »Keine Ahnung!« Waterspoon trat einen Schritt zurück, wartete, bis JJ neben ihm stand, vollführte dann eine langsame Drehung um die eigene Achse. »Sieh dich mal um, stell dir folgendes vor: Du und ich vereinbaren hier zu einer bestimmten Uhrzeit ein Treffen, auf jeden Fall zu einem Zeitpunkt, in dem noch nicht einmal der Hahn gekräht hat. So oder so, zeitgleich auf die Sekunde werden wir nicht eintreffen, also fährst du oder ich zu dem bereits vor Ort befindlichen. Egal, wer von uns ein wenig zu spät dran war, sieht das Auto des anderen, was tut er?«

»Er fährt darauf zu«, antwortete JJ.

»Genau, angenommen du wärst es. Wo würdest du stehenbleiben?«, fragte Forrest, hob den Arm mit der Jacke an, um sich zu vergewissern, ob sich sein Hut noch dort befand, wo er hingehörte. Da er ihn fast immer trug, hatte er nämlich das Gefühl über sein Vorhandensein längst verloren.

»Da wir uns gut kennen, wahrscheinlich direkt neben deinem Wagen. Wenn es nicht so wäre, womöglich ein paar Meter entfernt, um vor oder nach dir auszusteigen. Es käme auf die Situation und den Grund an, weswegen wir uns hier verabredet hätten.«

»Schau dir mal das Loch in der Stirn des Toten an.«

Der Morddezernatsleiter kam dem Wunsch nach, warf auch einen Blick auf die Waffe. »Jetzt versteh ich«, gab er von sich, drehte sich dem Detectiv zu. »Kleinkaliber, der Schuss ist aus nächster Nähe abgegeben worden.«

»Richtig!«, stimmte Forrest zu, gab sogleich seine Meinung preis: »Die Kugel tritt am Hinterkopf aus, prallt gegen das geschlossene Beifahrerfenster, fällt zu Boden. Sie liegt vor dem Sitz. Der Mörder saß entweder in seinem Fahrzeug oder befand sich in gebückter Stellung an der Fahrertür. Würdest du mit einem völlig fremden Menschen so reden, wenn du ihn zum ersten mal triffst?«

»Eher nicht«, erwiderte JJ.

»Das sich Mörder und Leiche kannten, dafür spricht auch, dass der Tote im Wagen sitzt. Bei einem Kennenlernen wäre der Erschossene wahrscheinlich aus Anstand ausgestiegen.«

JJ sah noch einmal zu dem Toten. »Mich brauchst du nicht mehr zu überzeugen. Wenn man deine Argumente zu Rate zieht, muss man davon ausgehen, dass der Ermordete seinen Mörder kannte. Also heißt es, sein soziales Umfeld durchleuchten. Sag mal, kommt er dir nicht irgendwie bekannt vor? Ich glaube, ihn schon mal irgendwo gesehen zu haben.«

»Merkwürdig, dass du es erwähnst, geht mir ähnlich, aber ich wüsste nicht, wo ich ihn einordnen sollte. Soll ich noch bleiben oder kann ich ins Büro?«

Der Abteilungsleiter überlegte, entschloss sich Forrest gehen zu lassen. »Okay, verschwinde. Die Ermittlungen in diesem Fall übernimmst du. Trug der Tote etwas bei sich?«, erkundigte sich JJ, bevor Forrest Schritt aufnahm.

Forrest schüttelte den Kopf. »Nichts, womit er zu identifizieren wäre.«

Wann erscheinen die Spurensicherung und Gerichtsmedizin?«

»Müssten längst da sein, werden bestimmt jeden Moment eintreffen«, antwortete Forrest und trabte davon, da er keine Lust hatte, länger in der Sonne zu stehen.

Neben den Mördern, die er in seinem Job zu stoppen und zu fangen hatte, besaß Forrest drei weitere Feinde: Die Hitze, seine erbärmliche Fitness und sein gegenwärtig stets, wenn auch nur leicht, ansteigendes Übergewicht. Er konnte sich gar nicht mehr erinnern, wie oft er sich schon vorgenommen hatte, seinen ungesunden Lebenswandel zu ändern. Trotz einer herausfordernden Tätigkeit, eventuell auch wegen ihr, bewegte er sich zu wenig, aß zu viel, trank regelmäßig ein Bierchen, ohne es zu übertreiben. Er wusste, dass er seine miserable körperliche Form verbessern und den Umfang des Bauches mit mehr Bewegung reduzieren könnte. Aber die verfluchte Bequemlichkeit nach einem anstrengenden Arbeitstag ohne körperliche Anstrengungen benahm sich wie eine treue Ehefrau: Sie war dominant und anhänglich. Im verwaisten Büro, es war Mittwoch, und Jesse Owens, sein im Rollstuhl sitzender Partner, hatte noch bis Montag Urlaub, gelobte er diesbezüglich Besserung.

Ω

Die von Clemens Burger dreißig frei gelassenen Kapitalverbrecher hatten sich in Boston an den unterschiedlichsten Orten eingefunden. Per Luftlinie waren sie nur wenige hundert Meter bis zu einigen Kilometern voneinander entfernt, trotzdem schien jeder Einzelne in einer anderen Welt gelandet zu sein.

Vorab hatten sie Stellen aufgesucht, die in den Morgenstunden in Boston relativ vereinsamt dalagen. Dazu gehörten die ruhigen Uferpromenaden entlang des Charles River, wo nur wenige Jogger und Spaziergänger unterwegs waren. Auch die kleinen, versteckten Parks in den Wohnvierteln boten eine willkommene Abgeschiedenheit. Der Boston Common und der Public Garden, obwohl zentral gelegen, waren um diese Zeit erstaunlich leer. Manche der Inhaftierten, deren erzwungene Entlassung noch nicht registriert worden war, suchten Parkplätze auf, andere Sportstätten, die nichts anderes zu bieten hatten als das Wetteifern von schräg piepsenden und unmelodisch singenden Vögeln. Am Zielort fanden alle Häftlinge die gleichen Utensilien vor: Einen Rucksack mit unauffälliger Privatkleidung, Bargeld, ein Prepaid-Handy, eine volle Wasserflasche, zwei Snacks, eine Tafel Schokolade, ein Messer und eine Schusswaffe mit einer Schachtel Munition. Trotz des Abstands zueinander agierten die Schwerverbrecher nahezu synchron. Unbeobachtet zogen sie sich um, packten ungesehen die Uniformen ein. Zwiischendurch aßen sie die Sandwiches auf, tranken in Abständen in aller Ruhe die Wasserflaschen leer. Danach brachen sie wie vorgeschrieben auf, nahmen die ihnen zugewiesenen Stellungen ein, in denen sie auf ihre Kommandos zu warten

hatten. Kein Mensch wusste es, niemand besaß eine Vorahnung oder ein Wissen darüber, dass sich Boston schon zu dieser Zeit in der Hand von menschlichen Zeitbomben befand, bevor die Leiche von Clemens Burger aufgefunden worden war. Fast niemand wusste es, bis um sechs Uhr morgens im "Court-Coffee" wie üblich der Schichtwechsel stattfand. Die nacheinander aus der Bewusstlosigkeit erwachende Nachtschicht, die Erkenntnis, dreißig Kapitalverbrecher auf freiem Fuß zu wissen, erzeugte in den verantwortlichen Etagen Entsetzen und Panik. Die Ursache war einfach zu erklären: Das »Court-Coffee" besaß innerhalb der Justizbehörden einen "Top-Secret-Status", der unbedingt aufrechterhalten werden musste. Das stellte die eine Seite des Spiegels dar, die andere und für Schwerverbrecher undurchsichtige, betraf die Kriminellen. Welche nachvollziehbare Erklärung hätte abgegeben werden können, um verständlich zu erläutern, dass sich mitten in einer Metropole eine solche Einrichtung befand, der nun die Insassen fehlten. Das jeder Flüchtige fähig war, Boston zu einem Schlachtfeld zu verwandeln, gehörte zu den Nebensächlichkeiten, die der Öffentlichkeit niemals zu Ohren gelangen durfte, ebenso wenig den Behörden, die mit solchen Vorgängen nicht vertraut waren. Dazu zählte in gewissem Umfang auch das "Bostoner-Police-Department". Solche kleine, inkompetente Institutionen besaßen nicht die Befugnis, die vom Justizministerium eingeleitete und angeordnete Vorgehensweisen in Zweifel zu ziehen. Trotz allen Gerüchten war das "Court-Coffee" offiziell ein kleines anerkanntes Untersuchungsgefängnis. Laut Insidern beherbergte das Gebäude Inhaftierte,

über die in Boston zeitnah ein Urteil gefällt werden sollte, ebenso erfüllte es die Aufgabe, bei Überführungen von Sträflingen von einem Ort in den nächsten als Zwischenstation zu dienen. Schließlich lag es im Bestreben der Justizbehörden, Gewaltverbrecher jeder Art lebenslänglich hinter Gitter zu bringen. Nach Möglichkeit mit Todesstrafe, die in Massachusetts ausgesetzt war, unter dem Vorbehalt, sie bei schwersten Straftaten doch anwenden zu können. Dazu waren mitunter außergewöhnliche Schritte erforderlich, die im Sinne des Staates durchgeführt werden mussten, die allerdings von Klein- und Normalbürgern nicht verstanden werden konnten. Sie unterstanden aus Sicht der Obrigkeit einem Kleinbürgerleben, wurden als zu normal und naiv angesehen, faktisch als zu dumm betitelt, ohne es ausgesprochen zu haben. Natürlich hatte es gegen die Einrichtung eines solchen Objekts mitten in der City Proteste gegeben, aber wie so oft setzte der Staat seine Interessen durch. Der Stadt kam es gelegen, denn das leerstehende "Court-Coffee" wurde auf diese Weise lukrativ an den Staat vermietet und auf dessen Kosten saniert. Mit all diesen Gedanken und Sachverhalten mussten sich die freigesetzten Mörder, Serienkiller, Triebtäter, Schlächter und Kannibalen nicht auseinandersetzen. Sie hatten Aufgaben, klare Vorgaben, denen sie sich nicht entziehen konnten. Aus logischer Sicht wäre nur ihr Meister in der Lage gewesen, ihren hypnotischen Zustand zu beenden. Doch Clemens Burger war tot, lag inzwischen in der Pathologie von Peter Brandon, wo er im Zustand einer ewig anhaltenden Dauerhypnose obduziert wurde.

Ω

John Shaddock, Polizeipräsident Bostons, in der Metro-
pole wurde seine Stellung als Kommissar der Stadt be-
zeichnet, war außer sich. Ein anonymes Brief hatte ihn
in Rage gebracht, umgehend ein Treffen mit der Bürgermeis-
terin organisieren lassen. Die Zeilen lauteten:

VEREHRTE OBRIGKEIT!

*ICH BIN IM BESITZ VON STRAFTÄTERN, DEREN AUF-
ENTHALT IN BOSTON IHNEN UNBEKANNT WAR. ALS
VERANTWORTLICHER FÜR DIE SICHERHEIT IN DER
STADT, IST BEREITS DIESE UNVERZEIHLICHE UNWIS-
SENHEIT IHRERSEITS EIN FREVEL UND EIN VERSAGEN
GEGENÜBER DEN BÜRGERN BOSTONS! NICHTSDES-
TOTROTZ BIN ICH BEREIT, IHNEN JEDEN STRAFTÄTER
AUSZUHÄNDIGEN, OHNE DAS VON DIESEN EIN WEITE-
RES VERBECHEN VERÜBT WIRD.*

*MEINE FORDERUNG: JE STRAFTÄTER EINE MILLION
DOLLAR. UM NACHHALTIGE SCHÄDEN VON DEN BÜR-
GERN BOSTONS ABZUWENDEN, IST DER BETRAG FÜR
DEN ERSTEN VERBRECHER AUF EINE KONTONUMMER
ZU ÜBERWEISEN, DIE SIE BEI EINEM TOTEN FINDEN
WERDEN, DER ALS BEISPIEL DIENST, WAS SIE ZU ERWAR-
TEN HÄTTEN, WENN EINE ZAHLUNGSVERWEIGERUNG
ERFOLGT. DIE HEUTE MORGEN AUF EINEM PARKPLATZ
GEFUNDENE LEICHE WIRD SIE AUFKLÄREN. DESWE-
GEN: ZAHLEN SIE ODER ES STERBEN WEITERE MEN-
SCHEN. WIRD EINE ZAHLUNG VERWEIGERT, LASSE ICH
EINEN DER KRIMINELLEN AUF UNSCHULDIGE MEN-
SCHEN LOS, WOFÜR SIE DIE SCHULD TRAGEN WÜR-
DEN. MIT JEDER UNTERLASSENEN ZAHLUNG FÜR EI-*

NEN DER KRIMINELLEN STEIGT DER BETRAG PRO STARFTÄTER UM EINE WEITERE MILLION. SIE KÖNNEN ALSO ENTSCHIEDEN, OB SIE EINE ÜBERSCHAUBARE SUMME BEZAHLEN ODER DEM STEUERZAHLER IHRE FEHLER ZUR LAST LEGEN WOLLEN. MACHEN SIE SICH NICHT DIE MÜHE, MICH ZU FINDEN ODER ZU JAGEN. ICH BIN DER EINZIGE, DER ZUGRIFF AUF DIE KRIMINELLEN HAT. NACH MEINER VERHAFTUNG, WÜRDE BOSTON IN EINEM BLUTBAD VERSINKEN.

UM MEINEN FORDERUNGEN NACHDRUCK ZU VERLEIHEN, WIRD KOMMENDEN SONNTAG EIN EXEMPEL STATUIERT. DAS MUSTERBEISPIEL KÖNNEN SIE NUR VERHINDERN, WENN DER GESAMTBETRAG FÜR ALLE KAPITALVERBRECHER IN HÖHE VON 30 MILLIONEN DOLLAR VOR SONNTAG EINGEHT. FALLS SIE AN MEINEN WORTEN ZWEIFEL HEGEN, BEGINNEN SIE MIT ERMITTLUNGEN IM "COURT-COFFEE! BEI SÄMTLICHEN KONTAKTEN MÖCHTE ICH MIT "MISTER DEAD" ANGESPROCHEN WORDEN, OBWOHL SIE ÜBER LEBEN UND TOD ENTSCHIEDEN. ICH MELDE MICH!

Die Zeilen hatten John Shaddock am Nachmittag per Boten erreicht, der ihm nicht sagen konnte, wann, wo und von wem das Schreiben aufgegeben worden war. Er führte deshalb einige Telefongespräche, deren Gesprächsverläufe unbefriedigend verliefen. Keine angerufene Stelle war befugt oder wollte ihm sagen, was geschehen war. Zwangsläufig fand aufgrund der Ereignisse eine Lagebesprechung am Nachmittag zwischen ihm, der Bürgermeisterin, dem Morddezernatsleiter und Detective Waterspoon statt, auf dessen

Anwesenheit er bestand. Es war auch Forrest, der sich als Erster zu den Zeilen äußerte: »Ich ziehe um«, sagte Forrest, nachdem er den Brief gelesen hatte. »In Philadelphia, New York, Chicago, egal wo, gibt es Morde und Verbrechen, aber nein, hier in Boston muss alles irgendwie anders ablaufen. Mir kommt es inzwischen vor, als ob ich seit Jahren in keinem normalen Mordfall ermittelt hätte, womit ich nicht sagen will, dass Tötungsdelikte über einen Normalzustand verfügen würden.«

John Shaddock lächelte aufgrund der Worte. Er und Forrest hatten berufsmäßig ein enges Verhältnis, woran auch der selten gewordene Kontakt nichts geändert hatte. »Forrest, der Tote auf dem Parkplatz! Gibt es ein Anzeichen, wodurch sich die Andeutungen in dem anonymen Schreiben bestätigen?«

Forrest zuckte mit den Schultern. »Sorry, aber ich habe mit Peter noch nicht gesprochen und möchte ihm bei der Arbeit nach Möglichkeit nicht assistieren.«

»Die Obduktion ist noch im Gange«, bestätigte JJ.

»Meine Herren«, riss die Bürgermeisterin das Wort an sich. »Ich bin Laie, aber sollen wir dieses lächerliche Schreiben wahrhaftig ernst nehmen?«

»Etwa nicht?«, sah John Shaddock zu der Frau, die neben ihm saß.

»Also wenn Sie mich fragen, erlaubt sich da jemand einen makabren Scherz. Ich meine, ich kenne es nur aus dem Fernsehen, aber seit wann schreiben Erpresser einen halben Roman, um Druck auszuüben«, erwiderte die Bürgermeisterin, sah vom Kommissar in die Runde.

Der Morddezernatsleiter nahm sich die Freiheit zu antworten: »Tja, wir sind nicht im Fernsehen, sondern befinden uns in der Realität. Hinwegsehen über die Zeilen können wir jedenfalls nicht. Die Länge des Schreibens mag verwundern, andererseits weiß der Absender von dem Toten, der heute tatsächlich auf einem Parkplatz gefunden wurde. Das kann kein Zufall sein.«

»Was haben die Worte zu bedeuten, der Leichnam wird uns aufklären?«, warf die Bürgermeisterin ein.

»Forrest, was denkst du dazu?«, interessierte den Kommissar der Stadt die Meinung des Detectives.

»Der Tote wurde ermordet, da bin ich mir sicher. Vielleicht wir Pathologe Peter Brandon bei ihm etwas finden, wie zum Beispiel die Kontonummer, doch zugleich werden er und die Spurenbesichtigung bestätigen, dass sich der Erschossene nicht selbst umgebracht haben kann. Seine Haltung und die Blutspritzer widersprechen einem Suizid.«

John Shaddock wandte sich an den Morddezernatsleiter. »Sie waren auch am Tatort, JJ. Ihr Resümee dazu?«

»Im Grunde gebe ich Forrest vollumfänglich recht«, entgegnete JJ zweideutig.

»Aber?«, bohrte John weiter.

Forrests direkter Vorgesetzter sah den Detective entschuldigend an, führte aus: »Es klingt verrückt, aber vielleicht will uns jemand vormachen, dass es Mord war, obwohl es sich in Wahrheit um einen Freitod dreht. Der Morddezernatsleiter erkannte, wie die auf ihm drei ruhenden Augenpaare seine Worte in Zweifel zogen. »Mir ist bewusst, es klingt total irre, nur erscheint es mir wegen einem Punkt nicht abwegig. Der

Erpresser will, dass wir von einem Tötungsdelikt ausgehen, der durch eine Autopsie widerlegt wird. Geschieht es, hat er uns auf gewisse Weise vorgeführt und seine Macht demonstriert.«

»Forrest, halten Sie das für möglich?«, sprach John Shaddock erneut den Detektiv an.

Waterspoon holte tief Luft. »Fest steht, dass jemand die Leiche so gedreht haben muss, wie wir sie vorgefunden haben. Wäre es Suizid, hätte der Selbstmörder während der Tat seinem Gesprächspartner in die Augen oder zumindest ins Gesicht sehen müssen. Wer würde dabei zuschauen? Sicher, es geschahen schon viele Selbsttötungen, bei denen Dritte zugegen waren, aber nicht eine auf diese Weise. Zugegeben, es gibt viele Möglichkeiten einen Menschen soweit zu bringen, dass er den Freitod wählt. Erpressung, Folter, Drohungen, Gehirnwäsche sind nur einige Beispiele«, sagte er, ergänzte: »Ich bleibe dabei, halte es nach wie vor für Mord. Im Übrigen, wenn es sich so verhalten würde, wie ich eingangs erwähnte, dass der Zeuge des Suizids nur zusah, nichts dagegen unternahm, kommt es fast auf das gleich heraus.«

»Was wiederum schwer zu beweisen wäre«, kommentierte John die Aussage.

Forrest runzelte die Stirn, sein Ton wurde schärfer. »Frau Bürgermeisterin, John! Wir reden hier um den heißen Brei, was ist los?«, fragte er.

»Wir wissen es nicht genau«, erwiderte John Shaddock zerknirscht. »Wir alle hier am Tisch kennen die Gerüchte um das "Court-Coffee", nur Insider wissen, dass dieses Gebäude seit Jahren eine staatliche Einrichtung ist, zu der nur be-

stimmte Personen Zugang haben. Keiner von uns gehört zu dem Kreis der Auserwählten. Irgendetwas muss dort passiert sein, was, entzieht sich unserer Kenntnis.«

»Das soll ich jetzt glauben«, entgegnete Forrest mürrisch.

»Die Stadt hat das Gebäude vor Jahren an den Staat vermietet, wir haben seitdem keine Zugangsberechtigung. Was sich hinter den Mauern abspielt, geht uns schlichtweg nichts an«, erklärte das weibliche Stadtoberhaupt., unterbrach sich, nippte an ihrem Wasserglas, fuhr fort: »Ich war damals noch nicht im Amt, kenne aber den Mietvertrag zwischen Staat und Stadt.«

Waterspoon hob die Hand. »Mich interessieren keine Details des Vertrages, nur einen Punkt würde ich gerne wissen: Seit Jahren wird uns erzählt, dass drei Arten von Gefangenen im "Court-Coffee" gehalten werden. Bei ihnen handelt es sich angeblich um harmlose Untersuchungsgefangene, Kriminelle, die sich auf Schub befinden und um Inhaftierte, denen in Boston zeitnah der Prozess gemacht wird. Der Brief des Erpressers erwähnt nun dreißig Schwerverbrecher, verweist uns auf das "»"Court-Coffee". Was ist hier los?«

Die Bürgermeisterin schien wegen Forrests Verhalten ein wenig eingeschnappt zu sein, antwortete reserviert »Wie es bereits der "Chief" angedeutet hat, wir wissen es nicht.«

Der Detective wollte etwas erwidern, aber sein Handy meldete sich. Forrest zog es aus der an der Stuhllehne hängenden Jackentasche sah auf das Display. »Es ist Peter Brandon, unser Chefpathologe. Ich gehe kurz ran«, sagte er, hörte zu und versprach dem Facharzt später vorbeizukommen. Im Anschluss sah er in die Runde. Der Tote vom Parkplatz heißt

Clemens Burger, er ist ein bekannter Profiler«, sah er zu JJ, da sie nun wussten, wieso ihnen der Mann bekannt vorgekommen war, obwohl sie persönlich nie mit ihm zusammengearbeitet hatten.«

»Was sagt Peter noch«, erkundigte sich JJ ungeduldig.

»Auf dem rechten Arm von Burger fand Peter Nummern, die mit einem Filzstift aufgetragen worden waren. Er glaubt, es handelt sich um eine Kontonummer.«

»Warum betonst du die Armseite?«, bohrte der Morddezernatsleiter nach.

»Der Pathologe kam ohne Probleme an Akten zu Clemens Burger heran, der Profiler war Rechtshänder, kann sich also die Nummer nicht selbst aufgeschrieben haben«, erklärte Waterspoon, ergänzte: »Merkwürdigerweise befand sich die Pistole in der linken Hand des Toten, an der allerdings keine Schmauchspuren entdeckt wurden, dafür an seiner Rechten. Peter hat noch kein Abschlussergebnis, wartet noch auf Resultate aus dem Labor. Er meint, dass Burger Alkohol oder Drogen zu sich genommen hatte, geht von einem Suizid aus. Sieht so aus, als ob wir wieder einmal gewaltig in der Scheiße sitzen. "Court-Coffee", der Profiler und sein Selbstmord, die Kontonummer auf seinem Arm und der Erpresserbrief, alles zusammengerechnet lässt nur einen Schluss zu.«

»Der wäre?«, erkundigte sich die Bürgermeisterin mit einem Ton, der deutlich freundlich klang, als der, den sie zuvor für den Detective parat hatte.

»Das Justizministerium hat mit Sicherheit in dem Mietvertrag mit der Stadt Boston eine Klausel einfügen lassen, mit

welcher es ihm allein obliegt, in welcher Weise das Objekt genutzt wird. Wenn wir nun eins und eins zusammenzählen, deutet alles darauf hin, dass der Profiler Clemens Burger im "Court-House" Gutachten über Kriminelle erstellte, die sich nun in der Hand eines Wahnsinnigen befinden«, erläuterte Forrest.

John Shaddock schüttelte den Kopf. »Forrest, dass hätten wir in all den Jahre mitbekommen, deswegen halte ich es für unmöglich.«

Der Detective winkte verärgert ab: »Wenn irgendein Ministerium etwas will, wird es auch durchgezogen. Keinem Menschen steht auf der Stirn geschrieben, welche Straftat er beging. Erinnerung dich nur an meinen letzten Fall: Das FBI und die CIA Tanzen wie Nilpferde auf unseren Nasen herum. Behörden wie unsere werden übergangen, nur dann eingeweiht, wenn die Arschlöcher Mist gebaut haben. Wer in diesem Raum war schon einmal im "Court-Coffee", seit es vom Staat genutzt wird?« Forrest sah alle nacheinander an, niemand vollführte eine zustimmende Geste. »Da haben wir es, keiner weiß, was in dem Gebäude vorgeht. Unter diesem Gesichtspunkt sieht die Rechnung anders aus: Eins und eins macht dann nämlich nicht zwei, sondern dreißig Millionen, womit der Erpresser uns zu verstehen gibt, dass sich dreißig Verbrecher in seiner Gewalt befinden«, redete sich Forrest klar und deutlich, zudem ziemlich laut, die aufgekommene Wut von der Seele.

»Jetzt lass uns nicht alles vollkommen schwarzsehen und in Panik verfallen«, sagte JJ, kam nicht weiter und zuckte zusammen.

Forrest schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ich bin nicht in Panik! Ich kann nur nicht fassen, was hier vor sich geht, wie es dazu kam«, schrie er in den Raum, mäsigte sich, sah zum Kommissar der Stadt. »John, natürlich besitze ich für meine Aussagen keine Beweise, nur jede Wette, so oder ähnlich wie ich befürchte läuft es ab. Sie wissen es, JJ ebenso. Wir alle kennen die Prozedur: Sollten sich meine Vermutungen bewahrheiten, wird es nicht lange dauern, bis es in der Stadt von FBI-Leuten nur so wimmelt. Lläuft es dumm, kommt die Nationalgarde dazu, geht etwas schief, laufen wir Gefahr, dass über Boston der Ausnahmezustand verhängt wird und das Militär eingreift. Der Staat beziehungsweise Missis Justitia wird sich in dieser Sache keine Blöße geben wollen.«

»Das ist die Prozedur?«, zeigte sich die Bürgermeisterin in diesem Punkt verständlicherweise unwissend.

»Ja, das wäre der normale Ablauf, falls zutrifft, was Forrest annimmt«, sagte JJ.

John Shaddock wandte sich an den Detective, den er seit gefühlten Ewigkeiten kannte und schätzte: »Was schwebt Ihnen vor, Forrest?«

»Die Stadt muss zahlen, damit die Knastbrüder dorthin zurückkommen, wo sie hingehören. Um den Erpresser können sich dann die dämlichen und verantwortungslosen Helden vom Justizministerium und dem FBI immer noch kümmern. Ehrlich, mein Bauchgefühl sagt mir, dass diese Nummer zu groß für uns ist und in einer Katastrophe enden kann.«

»Ich bin kein Kriminalist, kein Profiler und Agent, aber eines dürfte doch klar sein: Wir verhandeln nicht mit Erpressern, weder der Staat noch ein Bundesland oder eine Stadt«,

brachte die Bürgermeisterin den Standpunkt hervor, zu dem sie sich verpflichtet fühlte.

»Okay,« entgegnete Forrest nickend, hielt inne, nahm die Dame ins Visier: »Wie bitte soll das BPD den angekündigten Blutsonntag verhindern? Oder sind Sie der festen Überzeugung, dass es dem FBI gelingen wird?«

»Das kann und will ich nicht beurteilen, aber wir regen uns hier im Moment über Spekulationen auf, was ich persönlich für ziemlich kontraproduktiv halte.«

»Aha, so sehen Sie es«, brummte der Detective. »Nun, ich werde Sie keinesfalls belehren, aber bei den nächsten Wahlen bekommen Sie meine Stimme garantiert nicht.«

»Forrest!«, ermahnte John den Ermittler, milder fragte er: »Was tun wir?«

»Wenn nicht gezahlt wird, den Bürgern umgehend raten, bis Sonntag die Stadt zu verlassen«, entgegnete Waterspoon, wobei ihm anzuhören war, wie ihn die Situation bewegte.

John Shaddock schmunzelte kurz, stellte es sofort wieder ein. »Wir wissen, dass eine Zahlung keine Garantie dafür ist, dass sich der Erpresser an sein Wort hält. Vor dieser Besprechung habe ich herumtelefoniert, bin auf betonharte Mauern des Schweigens gestoßen oder wurde abgewimmelt. Aus Erfahrung weiß ich, dass ein solches Benehmen mit unangenehmen Folgeerscheinungen verbunden ist. Hat hier irgendjemand eine Ahnung, wie solche aussehen könnten?«

Die Bürgermeisterin schüttelte den Kopf. Forrest und sein Vorgesetzter sahen sich an, kurz danach brach JJ den Blickkontakt ab, sah zu John Shaddock, zuckte mit den Schultern. Kurzes Schweigen entstand.

Der Detective beendete die Stille, äußerte eine Gegenfrage: »John, ist seitens der Angerufenen bisher absolut keine Rückmeldung erfolgt?«

»Nicht eine einzige«, bestätigte der Kommissar der Stadt.

»Scheiße! Sie wissen, worauf es hinausläuft, oder?«, setzte Forrest der Aussage eine Krone auf.

John Shaddock lehnte sich zurück, seine Miene verhärtete sich. »Mein Gott, wenn das wahr sein sollte, worauf Sie mich eben hingewiesen haben, stehen wir nicht im Regen, sondern sind am Absaufen«, sagte er, nahm wieder eine gerade Sitzposition ein. »Forrest halten Sie es für möglich?«, stellte er eine Frage, mit der die Bürgermeisterin und der Morddezernatsleiter nichts anfangen konnten.

»Ich weiß nicht, ob es sich so verhält, für möglich halte ich es allemal.« Der Detektiv sah auf seine Armbanduhr, fragte: »Wann haben Sie mit Ihren Anrufen begonnen?«

»Unmittelbar nachdem ich die Zeilen des Erpressers gelesen hatte, ungefähr gegen zehn Uhr vormittags.«

Waterspoon blickte wieder auf sein Handgelenk. »Das ist nun sieben Stunden her. Eine Reaktionszeit, die besagt, dass uns die Schweine hängen lassen, die wollen ihre Hände in Unschuld waschen.«

»Wovon reden Sie?«, fragte die Bürgermeisterin sichtlich verunsichert.

John Shaddock drehte sich der Frau zu, der er regelmäßig Rede und Antwort stehen musste, doch insgesamt war ihre Zusammenarbeit bisher positiv verlaufen. »Wir reden nicht von einem gewaltigen, stattdessen von einem monströsen Problem, welches anscheinend auf uns zukommt. Wenn ich

Forrests Befürchtungen mit den Ergebnissen meiner Anrufe verbinde, dann ordnet der Detective die Sachlage vollkommen richtig ein. Im "Court-Coffee" werden sich wohl Häftlinge befunden haben, von denen das Justizministerium nun nichts mehr wissen will und über deren Freilassung das FBI nichts erfährt. Zutritt zu dem Gebäude, um unsere Behauptungen belegen zu können, werden wir niemals bekommen, diesbezügliche Anträge wären sinnlos. Wir werden das "Court-Coffee" erstmals nach Ablauf des Mietvertrages betreten können, also in rund neunzig Jahren. Frau Bürgermeisterin, der Staat lässt uns hängen, damit in der Kriminalstatistik eine der friedlichsten Großstädte der Vereinigten Staaten. Für das Justizministerium existieren die dreißig entkommenen Verbrecher nicht, niemals würde sich ein Ministerium einer solchen Peinlichkeit aussetzen.«

»Aber wir können den Spieß umdrehen, belegen, dass keiner der Inhaftierten in einer Bostoner Haftanstalt untergebracht war«, schlug JJ vor.

Forrest erwiderte darauf: »Spielt keine Rolle, wo die einsaßen, für die Bonzen ganz oben ist nur wichtig, dass sich keiner nachweislich im "Court-Coffee" befand. Keine Ahnung, wie und wann der Erpresser die Verbrecher in seine Gewalt bekam, nur sind seit Johns Anrufen sieben Stunden vergangen. Ausreichend Zeit, um aufgezeichnete Gefangenentransporte zu löschen und zu verändern. Alle Inhaftierten, die in Boston waren, werden hier nie zugegen gewesen sein. Das Gegenteil zu beweisen, ist nahezu unmöglich. Eines muss man den Köpfen da oben lassen: Offenbar wurde keine noch so unwahrscheinliche Begebenheit und Problemsituation bei

den Überlegungen zur Verwendung des "Court-Coffee" ausgelassen, es ist unheimlich geschickt eingefädelt. Die Frage bleibt: Warum wurde Boston für diese Schweinerei ausgewählt?«

»Mit Unwissenheit der Stadt und Einwohner Bostons«, bemerkte die Bürgermeisterin.

John Shaddock übernahm die Initiative: »Forrest, wie hoch kalkulieren Sie die Wahrscheinlichkeit ein, dass wir vom Justizministerium und Staat im Stich gelassen werden?«

Waterspoons angespannte Gesichtsmuskeln versuchten einen Hauch von Häme im Raum zu verbreiten. »Nach sieben Stunden ohne Gegenreaktion würde ich sie auf über einhundert Prozent schätzen.«

»Okay, gehen wir mal davon aus, dass alle unsere Vermutungen zutreffen. Uns wird gedroht, dass dreißig Kriminelle auf friedliche Bürger losgelassen werden, wenn die Geldforderung nicht erfüllt wird. Zu unseren vielfältigen Problemen gehören zwei Faktoren, die am Ende entscheidend sein könnten: Wer ist der Erpresser und um welche Häftlinge handelt es sich? Hätten wir ihre Namen, wüssten wir wenigstens, nach wem wir fahnden müssten. Da aber das Justizministerium seine Finger im Spiel hat, werden wir wohl niemals an sie herankommen. Forrest, haben Sie schon eine Einschätzung dazu?«

»Es gibt eine kleine und eine große Möglichkeit an die Namen heranzukommen, aber wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«

»Welche?«, stießen der Kommissar und Morddezernatsleiter fast synchron aus.

»Erstens: Wir müssen sofort nachsehen, wo Clemens Burger wohnhaft war, dort alles sicherstellen, bevor es jemand anderes macht. Bleibt zu hoffen, dass wir nicht zu spät dran sind. Zweitens: Holen Sie umgehend meinen Partner Jesse Owens aus dem Urlaub, auch dann, wenn er sich am anderen Ende der Welt befinden sollte. Statten Sie ihn vollumfänglich mit Genehmigungen aus, die es ihm im Notfall erlauben, auch das Weiße Haus und den Kreml hacken zu dürfen. Gelingt es ihm, in das Justizministerium einzudringen, werden wir die Namen der Insassen im "Court-Coffee" in Erfahrung bringen. Sollte die Behörde Jesses Eindringen bemerken, wird sie den Teufel tun, um gegen ihn vorzugehen, das wäre ansonsten ein Schuldeingeständnis. Trotzdem will ich meinen Kollegen in vollem Umfang abgesichert wissen.«

»Jesse ist spätestens morgen im Büro, versprochen«, sagte John und forderte den Detective auf, weiterzusprechen.

»Das "Court-Coffee" muss ab sofort rund um die Uhr observiert werden. Sollte sich unsere Befürchtung bewahrheiten, müssen wir ins Gebäude. In diesem Fall könnte es zu Problemen mit dem Mieter kommen, aber sind wir im Recht, wird sich hier auf einfache Weise eine Lösung finden lassen. Was den Erpresser angeht, hege ich zwei Theorien: Womöglich kommt er direkt aus dem Justizministerium, ist seit Jahren in die Geschehnisse involviert, weiß über alles Bescheid, will nun Profit daraus schlagen. Wahrscheinlicher erscheint mir jedoch diese Alternative: Ich glaube eher, dass der Erpresserbrief von einem Mann geschrieben wurde, den wir im Umfeld von Clemens Burger suchen müssen«, erklärte Waterspoon ungewöhnlich emotional.

»Ich leihere alles machbare an? Gibt es sonst noch etwas, was meinerseits getan werden kann«, erkundigte sich John.

»Zaubere Jesse herbei! Ohne ihn geht gar nichts«, antwortete Forrest.

»Wie gesagt, er wird morgen da sein. Forrest, wie wollen Sie in der Zwischenzeit vorgehen?«

»Zunächst werde ich abwarten und darauf hoffen, hören zu bekommen, dass unsere Kavallerie an Burgers Wohnadresse als erste eingetroffen ist. Ich bin Mordermittler, kein James Bond. Verdammt noch mal, ich, mein Partner und meine Kollegen gegen dreißig Kriminelle, die sogar in ihren Kreisen im Knast wahrscheinlich als menschlicher Abschaum bezeichnet werden. Wie stellen Sie sich das vor?«

»Detective, hören Sie einem Laien zu«, nahm die Bürgermeisterin für einen Moment das Heft in die Hand. »In Ihrem Metier bin ich ein Nichts, in meinem als Politikerin, hoffe ich, konnte ich einiges für die Stadt und ihre Einwohner bewirken. Jetzt sitze ich hier, höre zu, bin zum Teil geschockt, aber eines ist mir klar geworden: An diesem Tisch sitzen drei Männer, denen ich bedingungslos mein Leben anvertrauen würde. Ich denke, ich spreche im Moment nicht für mich allein, sondern im Namen der gesamten Stadt. Ich flehe Sie an, helfen Sie uns, der Stadt, den Menschen, auch der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Ich hätte mir niemals vorstellen können, dass wir von den übergeordneten Ministerien eines Tages so missbraucht werden würden, es muss irgendwann einmal Konsequenzen haben. Dazu kommt es nur, wenn wir diese Katastrophe irgendwie meistern«, sagte sie fast ein bisschen zu weinerlich.

John Shaddock übernahm wieder das Kommando. »Frau Bürgermeisterin! Ihnen gegenüber sitzt ein unterbezahlter Detective, der seinen Job auf der Straße nie gegen einen bequemen Schreibtischstuhl eintauschen würde. Er wird weder Sie, mich, die Stadt, seinen Vorgesetzten, Partner, ebenso wenig seine Kollegen und die Menschen in dieser Stadt in einer Notsituation allein lassen. Detective Forrest Waterpoon hat Boston schon vor mancher Tragödie bewahrt, er wird es auch diesmal tun und nichts dafür verlangen oder erwarten. Nur geht es ihm im Augenblick ähnlich wie mir: Wo kann angesetzt werden, welcher Schritt wäre fatal? Im Moment überwiegt eine gewisse Ratlosigkeit, sieht man von den Vorschlägen des Ermittlers ab. Sie betreffen den Wohnort des Profilers, seinen Kollegen Jesse Owens und die Beschattung des vermieteten Objekts.«

Forrest lächelte gequält. »Danke John, hat sich wie eine Grabrede angehört. Tatsache ist, wir haben drei Tage Zeit, um den Blutsonntag zu verhindern. Vielleicht, nur vielleicht, gelingt es einem Vermittler, dem Erpresser einen wertvollen Zeitaufschub abzurufen, was ich schon jetzt bezweifle. Der Erpresserbrief ist ungewöhnlich lang, dafür bemerkenswert aussagekräftig. Sollte es zu einem Gespräch mit dem Erpresser kommen, werden Zwischenfragen unsererseits somit sofort als Zeitschinderei eingestuft, wir haben es also mit einem hochintelligenten Mann zu tun. Eindeutig ein männlicher Erpresser, denn keine Frau würde sich so ausdrücken. Er bereitet uns vor, warnt uns, gibt uns zu verstehen, dass wir die Schuldigen wären, falls die Situation endgültig eskaliert. Eine Frau würde so etwas nicht tun, sie wäre eiskalt

und hätte in dieser kriminellen Dimension keine Skrupel, ihr Ding durchzuziehen. Unser Täter ist verdammt klug, entschlossen, scheint aber sein Vorgehen rechtfertigen zu wollen, was die Hoffnung zulässt, dass er noch über ein gewisses Maß an Empathie verfügt. Wenn er sich meldet, und das wird er tun, müssen seine Ansprechpartner glaubwürdig klingen. Wird er verarscht, hingehalten, sieht er uns als die Verantwortlichen für das Kommende, was dann aus Leichen bestehen wird.«

»Du sprichst von Fallen, aber welche könnten wir ihm stellen? Laut deines Zeugnisses über seine Person kaum welche, oder?«, fragte Joshua Jason Calbott, der Forrest für Monologe wie eben einerseits bewunderte, andererseits sie ab und zu als übertrieben empfand.

»JJ, unser Problem ist nicht der Erpresser, er scheint nicht gewalttätig veranlagt zu sein, nur scheint er fähig, eine solche Extremsituation auslösen zu können. Wieso hätte er in dem Schreiben ansonsten explizit erwähnt, dass die Leiche Burgers uns über einiges aufklären wird. Ja, dem Kerl ist es gelungen, mich zu verarschen. Wie es derzeit aussieht, liegt kein Mord vor, sondern tatsächlich ein Suizid. Eine andere Frage ist, inwieweit er die Kriminellen unter Kontrolle hat. Können Sie ihm entgleiten oder sind sie ihm hörig? Wenn, warum? Wir müssen ihn seiner Macht berauben und die besteht aus den Verbrechern, die er in seiner Hand hat.«

»Schön und gut, wie soll das gehen?«, entgegnete JJ.

»Genau das ist unser Problem«, sagte Forrest, wandte sich an den Kommissar. »Ich bin kein Politiker, als Kommissar der Stadt mussten Sie mit der Zeit einer werden, was ich

nicht als Vorwurf verstanden wissen möchte. Überzeugen Sie die Bürgermeisterin zu zahlen, ich würde es in hundert Jahren nicht schaffen. Falls uns der Erpresser hintergeht, können wir dem Geld folgen, dass schafft Jesse allemal. Geht alles glatt, haben wir zunächst die Kriminellen wieder hinter Schloss und Riegel, danach können wir immer noch weitere Schritte unternehmen«, gab Forrest von sich, sah ab und zu entschuldigend zu der Frau, die neben John Shaddock saß, sehr bedrückt wirkte. Forrest wandte sich an sie: »Tut mir leid, Mam, es liegt nicht in meiner Absicht, Sie zu verletzen.«

»Ich bin hart im Nehmen«, kam es spontan und mit einem Lächeln zurück.

Der Kommissar der Stadt nahm die Annäherung ohne einen Kommentar erleichtert zur Kenntnis, traf eine Entscheidung. »Wir beginnen uns im Kreis zu drehen. Ich schlage vor, wir überschlafen alles, treffen uns Morgen in aller Früh erneut, um dann unser endgültiges Vorgehen abzuwägen, zu bestimmen und abzusprechen. Eines steht definitiv fest: Unser Feind ist nicht nur der Erpresser, die Gefahr geht nicht allein von den Kriminellen aus, sondern bei unüberlegten Handlungen auch vom Justizministerium. Die Verantwortlichen und Mitwisser der Behörde, werden alles versuchen, um nicht enttarnt zu werden. Das Ganze kann für beide Seiten in der Öffentlichkeit böse Folgen haben, gegenüber den Vertretern des Gesetzes ein Misstrauen erzeugen, welches sich nicht mehr reparieren lässt.«

Waterspoon erhob sich, ihm kamen die Worte des Kommissars entgegen. Er schwitzte, musste aufs Klo, hatte Durst, Hunger, schon wieder eine Überstunde im Sitzen am Buckel.

Außerdem wollte er nichts mehr hören und sagen. Die Gegebenheiten waren einfach zum Schreien, allerdings auch angsteinflößend für jeden, der das Leben liebte, eine Familie hatte und Mitgefühl für seine Mitmenschen besaß.

Vorbei an der grimmig dreisehenden Sekretärin der Bürgermeisterin begab er sich zur Herrentoilette. Dort fragte sich Forrest, ob er eine ähnliche Situation erlebt hatte. Öfter gab es Fälle, bei denen ein Mord durch die Vortäuschung eines Selbstmords verschleiert werden sollte. Dass er das eines Tages umgekehrt erleben würde, so wie heute auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt, hätte er sich niemals vorstellen können. Sein Irrtum ärgerte ihn maßlos, allein wegen dieser Hinterhältigkeit hätte er dem Erpresser, der unmissverständlich dafür verantwortlich war, eine mehrjährige Haftstrafe aufgebremmt. In beruflicher Hinsicht konnte Forrest Waterspoon nachtragend sein, vor allem dann, wenn ihn jemand auf die falsche Fährte lockte. Andersherum besaß die Sachlage einen winzigen Vorteil: Die Gegebenheiten vor dem Einkaufszentrum hätten den Detective zur Tatenlosigkeit verdonnert, außer die Spurensicherung würde ihm noch einen wertvollen Hinweis geben. Ohne einen solchen hätte er nicht gewusst, wie der vermeintliche Mordfall aufzuklären gewesen wäre. Nun hatte sich der Erpresser gemeldet, wodurch Forrest dem Intriganten seiner Person bereits ein kleines Stück nähergekommen war.

Ω

Detective Forrest Waterspoon verließ die "Boston City Hall" nachdem er eine Toilette aufgesucht und sich etwas frisch gemacht hatte. Bevor er vor das Gebäude trat, vergewisserte er sich, seinen Hut auf dem Kopf und seine Jacke über dem Arm zu haben. Vor dem Bostoner Rathaus zündete er sich eine Zigarre an, sah noch einmal zurück. Die "Boston City Hall" war ein umstrittenes architektonisches Meisterwerk, das sowohl Bewunderung als auch Kritik hervorrief. Die Brutalismus-Struktur, bekannt für ihre massiven Betonblöcke und kantigen Formen, wurde von den Architekten Kallmann, McKinnell & Knowles entworfen und 1968 fertiggestellt. Einige Bewohner sahen in ihr ein Symbol moderner Funktionalität und städtischer Effizienz, während andere sie als kalt und abweisend empfanden. Das Gebäude erhob sich stolz über den City Hall Plaza, einem weiten, offenen Raum, der oft als Veranstaltungsort für öffentliche Versammlungen und Festivals diente. Viele Menschen hatten unterschiedliche Meinungen zu seiner Ästhetik, doch unbestreitbar war die Rolle der "Boston City Hall" als Herzstück der städtischen Verwaltung und als Symbol für das pulsierende Leben der Stadt. Innerhalb der Mauern arbeiteten Beamte unermüdlich daran, die Bedürfnisse der Bürger zu erfüllen und die Gemeinschaft zu stärken, während draußen das geschäftige Treiben der Stadt unaufhörlich weiterging.

Das Rathaus befand sich im "Government Center Bostons", damit im Stadtzentrum der Metropole. Nur wenige Schritte musste der Detective bewältigen, um dem mit vielen Fragen behafteten "Court-Coffee" gegenüberzustehen. Nachdenk-

lich sah er das Haus an, welches auf der anderen Straßenseite stand. Forrest seufzte tief und machte sich nach ein paar Minuten des Innehaltens auf den Weg zu seinem alten, aber zuverlässigen Ford, den er nicht weit von hier am Straßenrand geparkt hatte. Hinter dem Lenkrad seines "Vehikels", überlegte er, ob er noch einmal ins Präsidium fahren sollte, immerhin hatte er es dem Pathologen versprochen. Er versuchte ihn mit dem Handy vergeblich zu erreichen, was ihn dazu bewog, den ursprünglich geplanten Tagesplan zu verfolgen, nämlich Feierabend zu machen. Doch die Ereignisse dieses Tages hielten ihn gefangen, so dass es sich nicht umgehen ließ, die Arbeit mit nach Hause zu nehmen.

Es war fast schon so etwas wie ein Ritual, was sich danach im Hause Waterspoon abspielte. Forrest wurde von seiner Frau, Betty, mit einem Kuss auf die Wange begrüßt, während er sich seiner Dienstwaffe entledigte und sich im Bad die Hände wusch, stellte ihm seine Gattin ein Bier auf den Küchentisch, gönnte sich selbst ein Glas Wein. Diese Tradition entfiel nur dann, wenn Betty auf Reisen war oder eine Missstimmung vorlag, die eine Unterhaltung über den Tagesverlauf nicht zuließ. Dabei ging es nicht allein um Forrests Stunden im Dienst, sondern auch um Bettys Aktivitäten, denen ein radikaler Umbruch bevorstand. Die Adoptivtochter der Waterspoons, Molly, Journalistin, inzwischen Inhaberin des Senders "AM-Channel", sollte im August entbinden. Das Betty nach der Geburt als Oma, Ersatzmutter und Kindermädchen wegen Mollys Job gefragt sein würde, verstand sich von selbst. Forrests Frau freute sich auf diese Herausforderung, denn manchmal wurde ihr die Freizeit ohne

Aufgaben und Ziele zu viel. Nachdem sich Forrest zu ihr an den Küchentisch gesetzt hatte, bemerkte sie sofort, dass ihr Gatte körperlich, aber geistig längst noch nicht zuhause angekommen war. »Was bedrückt dich? Ist es dir nicht gelungen, die Kriminalstatistik der Stadt zu senken?«, fragte Betty, ohne zu ahnen, dass ihre zweite Frage für die Gedanken ihres Gatten einen symbolischen Dolchstoß darstellte.

»Komisch, dass du die Statistik ansprichst«, prostete Forrest seiner Frau zu und trank sein Bier an, bevor er ausführlicher erklärte: »Die könnte sich gewaltig steigern, nur bin ich mir nicht sicher, in welcher Funktion ich es verhindern könnte.«

»Wie meinst du das, Liebling?«

»Ich bin Mordermittler, und ja, es ist ein erhebendes Gefühl, als ein solcher weitere Tötungsdelikte verhindert zu haben, aber ich bin kein FBI-Mitarbeiter oder ein Agent der CIA.«

»Ich verstehe dich nicht, kannst du deutlicher werden?«

»Betty, angeblich laufen dreißig Verbrecher frei in Boston herum, vielleicht auch nicht, womöglich befinden sie sich an einem zentralen unbekanntem Ort. Fakt ist, wir wissen momentan nicht, um welche Kriminellen es sich handelt, können also auch nicht nach ihnen fahnden.«

»Ist das eine Horrorgeschichte oder eine belegte Tatsache?«

»Forrest nippte erneut an seinem Bier. »Irgendwie beides, aber vieles deutet darauf hin, dass es sich so verhält.«

»Wie ist so etwas möglich? Das kann ich mir in unserem Land ehrlich gesagt nicht vorstellen«, erwiderte Betty mit einem leichten Kopfschütteln.

»Vor einigen Jahre wäre ich noch genauso eingestellt gewesen wie du, spätestens mein letzter großer Fall hat mich bekehrt, mir den Glauben an Staat und Gerechtigkeit genommen. Betty, ich möchte, dass du die Stadt verlässt, zwei oder drei Wochen bei Peggy oder Diana verbringst«, sagte Forrest, wollte damit seine Gemahlin bei einer ihrer leiblichen Töchter in Sicherheit wissen. Um seinen Wunsch Betty schmackhaft zu machen, fügte er hinzu: »Molly entbindet in ein paar Wochen, wer weiß, wann du dann die Gelegenheit bekommst, wieder verreisen zu können.«

»Forrest, ich kenne dich durch und durch. Du machst dir Sorgen, ist es wirklich so schlimm?«

»Wenn sich alles bewahrheitet, was meiner Ansicht nach zum größten Teil schon geschehen ist, kann es eine Katastrophe werden.«

»Noch einmal: Wie ist das möglich und zurück zu deiner Funktion: Was hast du als Detective damit zu tun? Wäre in so einer Situation nicht das FBI zuständig?«

»Ja, Betty, genau darin liegt das faule Ei. Es sieht ganz danach aus, als ob diese Behörde gar nicht weiß, dass Gefangene entkommen sind. Schlimmer: Es ist zu befürchten, dass sie davon nicht in Kenntnis gesetzt wird und falls es unseinerseits geschehen würde, wir als totale Spinner hingestellt werden. Es scheint so zu sein: Das Ministerium möchte mit diesem Bockmist in keiner Verbindung stehen, dass "Federal Bureau of Investigation", soll und darf es nicht. Mit diesem Bockmist will man uns den "Schwarzen Peter" zuschieben.«

»Das kann doch organisatorisch gar nicht funktionieren, oder?«

Forrest verzog die Mundwinkel. »Die da oben schaffen es immer zu vertuschen, Sachlagen anders darzustellen.«

»Das kann sich doch die Stadt nicht gefallen lassen, sollte auf die Barrikaden gehen«, meinte Betty, nahm einen größeren Schluck Wein zu sich.

»Mit Klagen, Verhandlungen, Beschwerden, Reden und Jammern erreichen wir nichts. Uns bleibt auch nicht viel Zeit. Die Bürgermeisterin oder John Shaddock müssten binnen kürzester Zeit zum Präsidenten vordringen, was einer Utopie gleichkommt. Die Stadt wird erpresst, für Sonntag ist ein Exempel angekündigt, falls keine Zahlung erfolgt, ich kann meine Rolle in dieser Angelegenheit nicht definieren.«

»Es muss doch möglich sein, die Namen der entflohenen Strolche herauszufinden, damit ihr wenigstens wisst, nach wem ihr suchen sollt«, entgegnete Betty.

»Bekommen wir die Namen vom Ministerium oder FBI, wäre es ein Schuldeingeständnis. Meine Hoffnung ruht auf Jesse. Er wird einen Weg finden, um die abgängigen Verbrecher identifizieren zu können. Was nun, fährst du?«

»Vor Mollys Entbindung werde ich Diana und Peggy mit Sicherheit noch einen Besuch abstatten, aber nicht jetzt. Hier kann mir nichts passieren, außerdem möchte ich dir dabei helfen, deine Position in diesem Fall zu finden«, entgegnete Betty in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ.

»Exempel könnte bedeuten, dass nicht Einwohner Bostons gefährdet wären, sondern Leute und deren Familien, die in dieser Stadt einen gewissen Ruf und höhere Ämter bekleiden«, bemerkte Forrest. »Niemand weiß, was der Erpresser genau plant.«

»Schön Forrest, da du soweit vorausdenkst, dadurch fühle ich mich hier noch sicherer als anderswo. Eine Idee, wie du den Sonntag verhindern könntest?«

Der Detective schüttelte den Kopf, doch ihm war anzusehen, dass er über irgendetwas nachdachte. »Betty, kannst du bitte deine Worte zu Mollys Entbindung wiederholen.«

Forrests Gattin überlegte einen Augenblick, sagte: »Sinngemäß erwähnte ich, dass ich hier sicher bin, unsere Mädchen noch vor der Entbindung zu besuchen beabsichtige.«

Waterspoon versuchte den Hintergedanken zu finden, der ihm vorher bei der Aussage seiner Frau nebelartig eingefallen war. Zu verschwommen war das Bild, in welchem er einen, wenn auch nur vorübergehenden Ausweg aus dem Dilemma erkennen wollte. Zu kurz hatte ihn der Einfall besucht um ihn erneut aufzugreifen. Nun versteckte er sich irgendwo in seinem Verstand, ähnlich wie ein Wort, das einem auf der Zunge lag, sich jedoch wegen eines kurzzeitigen Aussetzers nicht formulieren ließ. Plötzlich sprang er auf, hätte beinahe seine Bierflasche umgestoßen, umarmte seine Frau, küsste sie auf die Stirn. Er wich von ihr, hielt sie an den Schultern fest. »Betty, du bist ein Genie, ich weiß nun, wie der Blutsonntag verhindert werden kann!«

Ende der Leseprobe

[Zu allen Formaten des Titels](#)

Kurzinterview zu Tea-Party

Das Kurzinterview wurde von Ilse Hendricks geführt.

Frage: Das besondere an Tea-Party ist?

Antwort: Die Geschichte an sich. Ich hoffe, dass Leser und Leserinnen Gefallen an ihr finden werden, denn ich halte sie für ungewöhnlich.

Frage: Es ist der bisher kürzeste Thriller der "Tatort-Boston-Reihe". Warum?

Antwort: Der Grund dafür sind die Kosten für Druckexemplare. Hätte das Buch einen Umfang wie seine Vorgänger, wäre ein Verkaufspreis unter 22 € nicht möglich gewesen.

Frage: Der Titel ist erst wenige Tage auf dem Markt, gibt es dennoch schon erste Reaktionen?

Antwort: In der Leserunde zu diesem Titel auf meiner Website gibt es schon Kommentare, die mich hoffen lassen, dass die Story eventuelle Erwartungen erfüllen kann.

Frage: Vor Band 4 erschien Band 6. Wann kommt nun Band 5?

Antwort: Erst 2025, wann genau, kann ich nicht sagen.

Tatort-Boston 6 – Voltage

Genre:	Thriller, Krimi, Gerichtsthriller
Serie:	Tatort-Boston – Band 6
Seiten-Print:	460
Seiten-E-Book:	390
Formate:	4 (Hörbuch 2025)

Veröffentlichungsdaten:

E-Book: 9,99 €

Veröffentlicht Juli 2024 - Lieferzeit: Sofort (Download)

PDF-Manuskript: 9,99 €

Veröffentlicht Juli 2024 - Lieferzeit: Sofort (Download)***

Taschenbuch: 19,99 €

Erhältlich ab September 2024 – Lieferzeit: 3 – 5 Tage

Hörbuch 19,99 €

Erhältlich erste Jahreshälfte 2025

***Nur auf <https://www.gelsenkrimi.de/pdf-manuskripte> erhältlich.

Inhalt: Drei brutal hingerichtete Tote, deren Identität Detective Forrest Waterspoon in eine falsche Richtung ermitteln lassen. Es ist die erste Täuschung, in die der Ermittler gerät. Erst als Forrest die zweite Falle entdeckt, wird ihm langsam bewusst, dass er vom Täter benutzt wurde. Dadurch gerät auch er in einen Hinterhalt, der sich in einem Gerichtssaal abspielt und von dem niemand weiß, wie er ausgehen wird.

Leseprobe Voltage

Prolog

Boston, Januar 2021

Einen Familienstreit gab es täglich überall auf der Welt, sogar in gehobenen Kreisen. Es waren Momente, in denen der erfolgreichste oder wohlhabendste Mensch schlagartig die Ecken und Kanten aufblitzen ließ, die er ansonsten vor seiner Umwelt zu verstecken versuchte. Der vorgespülte Anstand fiel in solchen Sekunden im Kreis der Familie weg, das wahre Wesen kam hervor. Im Vergleich dazu krachte es in normalen Familien mal leiser oder lauter, es lag an den Umständen, welche einen Zwist ausgelöst hatten. In beiden Gesellschaftsschichten kam es mitunter vor, dass keiner der Streithähne ein paar Tage später sich daran erinnern konnte, weshalb überhaupt gestritten worden war.

Von derartigen Problemen waren Jim und seine Frau, Jill, nicht betroffen. Sie lebten ihre Ehe seit Jahren in einem harmonischen nebeneinander mit wenig Worten, ohne sich gegenseitig auf die Nerven zu gehen. Wer dachte, die Verbindung wäre zerrüttet, der irrte. Es gab eben Beziehungen, die nicht durch Sätze intakt blieben, sondern durch Hingabe. Das traf unumstritten auf Jill und Jim zu. Er war ein normaler Kerl, durchaus ansehnlich, gesellschaftsmäßig eher ein Mitläufer, obwohl früher in einer höheren Position bei einer

Bank tätig. Seitdem hatte sich vieles gewaltig geändert, nur Jims Charakter nicht. Er gehörte der Sorte von Männern an, die ihr Wort hielten, anständig waren, ihre Frau liebten, der die Kinder vergötterte. Ohne sich menschlich verändert zu haben, hatten dennoch einige seiner Wesenszüge eine Wandlung durchlebt. Jim war arbeitslos, hatte selbst gekündigt. Er lief nicht mehr in Anzügen herum, trug stattdessen meistens einen ausgebeulten Trainingsanzug. Schon am früher Morgen roch er nach Alkohol, die Nachbarn in der Siedlung mied er, über den Nachwuchs, der aus zwei Töchtern und einem Sohn bestand, hatte er längst die Kontrolle verloren. Der Entzweiung ging ein quälender schleichender Prozess voraus, der sich über Jahre hinweg zog.

Carol, Susan und Tobias hießen die Kids, die allesamt einen Altersunterschied von einem Jahr aufwiesen, wobei Carol die älteste war. Jim hatte die Kinder nicht vernachlässigt, allerdings konnte er ihnen nicht die Zeit widmen, die erforderlich gewesen wäre, um sie im Zaum halten zu können. Begonnen hatte es vor sechs Jahren, die Sprösslinge waren damals elf, zwölf und dreizehn Jahre jung. Über Nacht, praktisch von einer Sekunde auf die andere, erfuhr das bis dahin glückliche Leben der Familie einen brutalen Nackenschlag. Ohne Vorankündigung, in Anwesenheit von Mann und Nachwuchs, war Jill beim Zubereiten des Frühstücks in der Küche zusammengebrochen. Notarzt, Krankenwagen, Klinik, Operation. Erst nach sechs Wochen kam Jill wieder nach Hause, aber sie war nicht mehr dieselbe. Ein unentdeckter Hirntumor hatte sie in die Knie gezwungen, schließlich zu einem Pflegefall werden lassen. Die Familienidylle

begann zu bröckeln, zerbrach nach und nach komplett. Jill lag regungslos im Bett, kein Mensch konnte sagen, ob sie ihre Umgebung registrierte. Jim kümmerte sich rührend um sie, sah sich gezwungen seinen Job aufzugeben, nachdem er eine engagierte Pflegekraft dabei ertappte, wie sie sich an seiner wehrlosen Frau vergriffen hatte. Es war das erste mal seit Jills Heimkehr aus dem Krankenhaus, dass seine Gattin eine Regung zeigte. Sie rührte weder Finger noch Beine, kein Wort brachte sie über ihre Lippen, aber ihre Augen waren mit Tränen gefüllt. Jim schöpfte trotz des widerlichen und ihn ebenso schmerzenden Anlasses Hoffnung. Seine Zuversicht, Jill könnte genesen, stieg rapide. Der Zukunftsglaube gab ihm Auftrieb, sorgte dafür, dass er seinen relativ sicheren Arbeitsplatz wegen Jill und dem Vorfall mit der Pflegekraft kündigte, ohne der Stelle eine Träne nachzuweinen. Seitdem waren sechs Jahre vergangen.

Wiederholt hatte Jim die Ärzte Jills konsultiert, stets lief er gegen eine Mauer der Unwissenheit. Keiner der Chirurgen und Spezialisten konnte sich den Zustand seiner Frau auch nur ansatzweise erklären. Deswegen begann der ehemalige Bankangestellte zunehmend an einen Ärztepufsch zu glauben, doch außer Vermutungen besaß er nichts, womit er die Annahme hätte belegen können. Selbst der Missbrauch an seiner Frau, den er angezeigt hatte, wurde nicht strafrechtlich verfolgt. Seine Aussage stand gegen die der Pflegekraft. Die betroffene Jill war als Zeugin unbrauchbar. Zwangsläufig gab Jim auf. Immer noch felsenfest davon überzeugt, seine Frau würde gesund werden, fing er an, stur nach vorne zu sehen. Tag und Nacht kümmerte er sich um seine Ehefrau,

stundenweise um die Kinder, die ihm zunehmend entglitten. Es geschah nicht von heute auf morgen, sondern langsam. Am besten ließ es sich an Tobias erkennen. Der Jüngste der Geschwister hing besonders an seiner nun pflegebedürftigen Mutter, litt extrem unter der Situation. Es führte zu vehementen Streitereien mit seinen Schwestern, zu rebellischen Aktionen im Viertel, zudem zu Widerspenstigkeit gegenüber seinem Vater. Je älter und unfolgsamer die Kids wurden, umso überforderter reagierte Jim. Er griff immer häufiger zur Flasche, wurde letztlich wie ein kleines Baby von ihr abhängig. Tobias mittlerweile siebzehn Jahre, geriet zunehmend in kriminelle Kreise, warf die Schule, kam nur nach Hause, wenn er nicht woanders pennen konnte. Bei jeder Übernachtung sah er nach seiner Mutter, erkannte keine Besserung, was ihn wütend, hilflos, skrupelloser machte.

Carol erging es anders, jedoch kein bisschen besser. Sie, aktuell neunzehn Jahre jung, hatte sich zunächst bemüht, ihren Geschwistern in vormundschaftlicher Art ein Mutterersatz zu sein, scheiterte damit kläglich. Mit dem Gehabe einer launischen Diva verlor sie Freunde, entging knapp einer Gruppenvergewaltigung, landete als nervtötende Zicke dennoch auf dem Strich. Jim hatte keine Ahnung, wo sie anzuschaffen pflegte, immerhin kam sie regelmäßig vorbei, um nach ihm zu sehen, legte vor ihrem Abgang gelegentlich ein paar Dollar auf dem Küchentisch. Übrig blieb noch Susan mit ihren achtzehn Jahren. Das Mädchen war ihrer Mutter sehr ähnlich, nicht äußerlich, stattdessen was ihren Zustand betraf. Sie lag die meisten Stunden des Tages im Bett, lethargisch, voll zugedröhnt und zugekiff. Kaum brach die Nacht herein

zog sie los, kehrte Stunden später mit Drogen zurück. Wie sie sich das Pulver, die Pillen, manchmal auch Spritzen, besorgen konnte, behielt sie für sich. Das Unglück seiner Frau, der Absturz der Kinder, die immer größer werdenden finanziellen Sorgen, für Jim alles Gründe, um Zuflucht im Alkohol zu suchen. Womöglich handelte es sich bei ihm um den nüchternsten Alkoholiker, den die Welt je gesehen hatte. Selbst nach zwei Flaschen Whiskey und der gleichen Menge an Six-Packs ging Jim geradeaus, lallte nicht, wurde weder laut noch aggressiv. Annähernd siebzig Monate vergeblicher Wünsche, Hoffnungen, und Träume waren ins Land gezogen.

Mit dem Trinken hatte er vor fünf Jahren begonnen, schon damals lief in Bezug auf die Kinder viel zu wenig richtig rund, dennoch hatten die Kids ihr Leben wegen des Schicksals ihrer Mutter selbst weggeworfen. Jim hätte sie schlagen, anschreien, einsperren können, was wäre anders, vor allem positiver verlaufen? Immer wieder stellte er sich bis in die Gegenwart diese Frage, ohne eine Antwort gefunden zu haben. Hinzu gesellte sich die ewige Bitte an Gott, erfahren zu dürfen, wieso ausgerechnet seiner Frau und seinen Kindern ein solches Los aufgebürdet worden war. Doch der Schöpfer schien es selbst nicht zu wissen, denn bisher hatte er Jim darüber im Unklaren gelassen.

Aus Sicht der Nachbarn gaben Jim und Jill Geers samt Kindern ein trauriges, zugleich ein erschreckendes Bild ab. Wie so oft in solchen Fällen rundeten Gerüchte das Porträt der Familie in ein noch schlechteres Licht. Familienoberhaupt Jim Geers wurde als Hurenbock betitelt, der die Sauferei als

Vorwand für seine Schandtaten zu benutzen wusste. Auch herrschte Einigkeit darüber, dass er seine Gattin ins Wachkoma geprügelt hatte. Die Mädchen waren als drogensüchtige Huren abgestempelt, die ihre Kunden auf geschickte, bei Bedarf auf brutale Weise bis auf den letzten Cent ausnahmen. Tobias galt als der Schlimmste von allen, ihm eilte sogar der Ruf nach, mehrere Menschen krankenhaushausreif verprügelt zu haben.

Es war von jeher eine der größten Stärken des menschlichen Individuums, auf einen am Boden liegenden Mitmenschen einzutreten. Jim sah es anders: Aus seiner Sicht lag er nicht auf der Erde, sondern stand an einem schier unendlichen Abgrund. Seine Frau war ein tot lebendes Wrack, seine Kinder, er selbst, auf dem besten Weg dahin. Warum? Er, Jill, die Kinder, nie hatten sie jemandem etwas getan. Wieso waren das Leben und der Allmächtige dermaßen ungerecht? Drei einstmals wissbegierige und lebenslustige Teenager befanden sich auf dem Weg in die Gosse. Eine vor sechs Jahren temperamentvolle, energiegeladene, stets witzig aufgelegte Frau lag reglos im Bett, siechte vor sich hin. Und Jim? Aus einem fleißigen Bankangestellten mit überdurchschnittlichem Fachwissen bezüglich Finanzanlagen und Investitionen war ein Säufer geworden, dessen Leber ohne Alkohol sofort ihre Funktion eingestellt hätte.

Wieso, weshalb, warum? Schon bald sollte Detective Forrest Waterspoon mit den Fragewörtern konfrontiert werden.

Ω

1. Kapitel

Der Geruch war ekelerregend. Es roch nach verbranntem Fleisch, nach einem Steak, das auf dem Rost eines Grills aus Übermut oder Vergesslichkeit die Hälfte seines Volumens verloren hatte. Dazu kam ein verwesendes Aroma, welches ungebeten in die Nasenlöcher drang, wodurch das Gefühl erzeugt wurde, sich auf der Stelle übergeben zu müssen. Es mochte pietätlos geklungen haben, doch die Leiche mit einem verkohlten Alien zu vergleichen, so wie es der Pathologe Peter Brandon getan hatte, erhielt keinen Widerspruch. Selbst Detektiv Forrest Waterpoon fand keine Worte, um den Gerichtsmediziner ethisch zurechtzuweisen. Sogar die Umgebung unterstrich die zynischen Worte des Forensikers.

Der Tote lag auf der "Belle Isle Marsh Reservation", einem Schutzgebiet im Stadtteil East Boston. Er war von wetter trotzenden Spaziergängern gefunden, aber nicht als ein menschliches Überbleibsel identifiziert worden. Aus Unkenntnis, auf welches Fundstück sie hinter der Brücke zum "Belle Isle Observation Tower" gestoßen waren, unterließen sie es, sich dem Gegenstand zu nähern, riefen stattdessen die Cops herbei. Welcher Anblick ihnen dadurch erspart wurde, erfuhr das Ehepaar erst bei der Befragung. Nachdem sie ihre Personalien hinterlassen hatten, trotteten sie trotz der niederschmetternden Nachricht erleichtert davon. Das ihnen ein schauderhaftes Bild geboten worden wäre, hatten sie an den blassen Gesichtern der Police-Officers erkannt. Die Eheleute festzuhalten hätte keinen Sinn ergeben. Unter der Auf-

lage am nächsten Tag im Polizeipräsidium zu erscheinen, war ihnen gestatten worden, sich entfernen zu dürfen.

Was sich die Finder nicht näher angesehen hatten, davor stand nun Forrest, während Peter Brandon neben dem entdeckten Objekt kurz zuvor in die Hocke gegangen war. Der Pathologe besaß eine Abgebrühtheit, die als bemerkenswert bezeichnet werden konnte, doch nachdem er die Leiche umgedreht hatte, war auch er schlagartig zurückgewichen und aufgesprungen. Kaum auf den Beinen brachte er den Satz über die Lippen, für den er normalerweise durch den Detektiv zur Räson aufgefordert worden wäre. Diesmal jedoch schwieg Forrest.

Kurz hatte er sich von der völlig entblößten Leiche abgewendet, tief durchgeatmet, um sich gleich danach ein Taschentuch vor Mund und Nase zu halten. Wie der Detektiv sagte auch Peter nichts, vorübergehend schien ihn eine nachvollziehbare verbale Schockstarre ergriffen zu haben. Water- spoon hingegen sah sich unterdessen um, gestand sich zeitgleich ein, wieder einmal belehrt worden zu sein. Wie oft hatte er es schon ausgesprochen und sich gedacht, schlimmer könnte es nicht mehr kommen, zigmal war er diesem Irrtum erlegen. Mit Säure überschüttete, entstellte, verbrannte, sogar ausgeblutete Menschen waren ihm schon vor die Augen gekommen, nicht jedoch ein Körper, der gekocht zu haben schien. Bis auf die überschaubare Zahl der Einsatzkräfte wirkte die Insel wie ausgestorben. Die geschützte Landschaft bestand aus Salzwiesen, die es früher deutlich häufiger an den Küsten der Massachusetts Bay gegeben hatte. Landschaften solcher Art boten Pflanzen und Tieren

eine Heimat, die unter den nicht unbedingt paradiesischen Bedingungen gedeihen und existieren konnten. Das traf auch auf Schalentiere zu, wie Forrest erkannt hatte. Der hintere Körper des Leichnams war von kleinen Krebsen und anderem Getier überwuchert, am vorderen hatten sich Würmer über ihn hergemacht. Der Anblick war widerlich, noch ekelhafter allerdings, die unzähligen Brandblasen, durch die der Tote unnatürlich verformt zu sein schien. Hinzu kamen seine leeren Augenhöhlen und der seltsam offenstehende Mund. Er vermittelte den Eindruck, als ob der Gefolterte immer noch um Hilfe schreien oder um Gnade betteln würde.

Peter Brandon fand seine Stimme wieder und wiederholte seinen Satz von vorher, nur fügte er Worte hinzu, die dem Detektiv einen kalten Schauer über den Rücken jagten. »Der Kerl sieht zwar wie ein aus einem Kochtopf entstiegener Alien aus, nur ist das arme Schwein einen Tod gestorben, der mit zu den grauenvollsten Todesarten gehört, die man sich vorstellen kann. Eine Analyse auf den ersten Blick: Er wurde mehrfach mit kochendem Wasser übergossen. Ob er davor, was ihm zu wünschen wäre, oder, erst danach unter Strom gesetzt wurde, kann ich erst nach der Autopsie sagen.«

»Strom! Sie meinen wegen der Augen? Können es nicht die lieben Haustierchen hier vor Ort gewesen sein?«

»Keinesfalls«, entgegnete Peter kopfschüttelnd. »Die arme Sau stand unter Strom. Die Spannung war dermaßen enorm und wurde so lange aufrecht gehalten, bis sich die Augen verflüssigt hatten.«

Forrest schluckte sichtbar berührt. Was er sah und eben gehört hatte, konnte an Grausamkeit nicht überboten werden.

»Könnte ein Unfall dahinterstecken, zum Beispiel in einer Fabrik, der vertuscht werden soll?«

Peter drehte sich von der Leiche weg und Forrest zu. »Die Frage schiebe ich auf Ihren Hoffnungsschimmer, es hier mit keinem Mord zu tun zu haben. Es wäre irgendwie beruhigend, wenn es so wäre, aber es ist ausgeschlossen. Das wissen wir beide.«

Waterspoon nickte zustimmend. »Wieso macht sich jemand die Mühe und schleppt den Leichnam hierher?«

»Tja, Detektiv, es herauszufinden ist Ihr Job«, erwiderte der Forensiker. »Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich mehr weiß, wird aber ein paar Stunden dauern«, ergänzte er, und begab sich zu seinen Kollegen.

Forrest sah ihm nach und dabei zu, wie der Tote abtransportiert wurde. Nebenbei führte er ein Gespräch mit den Polizisten, die als erste am Fundort eingetroffen waren. Er ließ sich die Personalien der Finder aushändigen, schließlich begab er sich zum Beobachtungsturm, der sich fast in der Mitte der kleinen Insel befand. Die Hoffnung, dadurch den Anblick des Leichnams verdrängen zu können, erfüllte sich jedoch nicht. Der einzige Vorteil des Spaziergangs lag darin, die Gerüche vom Fundort mit jedem Schritt loswerden und deshalb klarer denken zu können. Während der Ermittler sich einen Reim auf die Brutalität des Mordes zu machen versuchte, geschah in Boston etwas keineswegs alltäglich Tragisches und außerhalb der Stadt Grauenhaftes.

Ω

Boston Innenstadt

Julia war jung, fröhlich, vital. Charme und Wesen befanden sich im Einklang, wodurch sie als zauberhaft bezeichnet werden konnte. Begleitet wurde sie beim Shoppen von ihrem Lebensgefährten, der Mike hieß, kaum weniger Lebensfreude versprühte. Die beiden hatten bereits zwei Modengeschäfte aufgesucht, befanden sich in einem Schuhgeschäft, wollten danach einen Kaffee trinken gehen.

Plötzlich gefror Julias lächeln, sie begann über Übelkeit zu klagen, verlor ihre gesunde Gesichtsfarbe, fing gefährlich zu schwanken an. Mike, der dabei war, einen Schuh anzuprobieren, sprang auf, bekam sie zu fassen, bevor sie zu Boden fiel. Er brachte sie in Seitenlage, bemerkte, dass Julia zu atmen aufgehört hatte, rief nach Hilfe. Gleich danach wendete er die Erst-Hilfe-Maßnahmen an, die ihm bei der Feuerwehr beigebracht worden waren. Herzdruckmassage, dreißigmal drücken, zweimal Mund-zu-Mund-Beatmung, anschließend die Prozedur von vorn. Nachdem sich die Sanitäter durch den Menschenhaufen der Schaulustigen gekämpft hatten, wurde die Reanimation im zur Klinik fahrenden Krankenwagen fortgesetzt.

Eine halbe Stunde später traf auch Mike im Massachusetts General Hospital ein, nahm erleichtert zur Kenntnis, dass Julia bei Bewusstsein war, er sie sehen dürfe, bei dieser Gelegenheit ihr ans Herz legen sollte, über Nacht zur Beobachtung vor Ort zu bleiben. Der Arzt gab ihm fünf Minuten Besuchszeit, bat im Anschluss um ein Gespräch. Mike wurde über Julias Gesundheitszustand und Lebensstil ausgefragt,

auch ob ihm eventuelle Allergien bekannt wären. Die meisten Fragen konnte der Freund der Zusammengebrochenen beantworten, schließlich waren sie seit Jahren ein Paar, planten in naher Zukunft die Hochzeit. Der Doktor war freundlich, zeigte sich überzeugt, dass Julia am nächsten Tag nach ein paar Tests wieder nach Hause könnte. Den Check an seiner Freundin sah Mike ein, hielt ihn für vernünftig. Mit einem Kollaps war nicht zu spaßen, so hatte er zuvor ihr gegenüber argumentiert, wodurch es ihm gelang, sie zum Bleiben zu überreden.

Als Mike die Klinik verließ, war ihm nicht wohl zumute. Er hatte das Gefühl Julia im Stich zu lassen, fragte sich zudem, was ihren Kreislaufkollaps verursacht haben könnte. Seines Wissens war sie kerngesund, hatte keine Empfindsamkeiten, nahm keine Tabletten. Sie rauchte nicht, trank nur bei Partys Alkohol, führte ein durchweg solides Leben. Ihre größten und einzigen Laster waren ihr einnehmendes Wesen und fröhliches Gemüt, deswegen konnte er sich ihren Kreislaufkollaps nicht erklären.

Ω

Außerhalb Bostons

Es war ein äußerst unscheinbares uraltes Blockhaus, von dem kaum jemand wusste, dass es existierte. Dafür gab es zwei Gründe. An einem war Forrest Waterspoon mitbeteiligt, denn seit er den Forrest-Hill-Fall aufgeklärt hatte, war die Gegend verrufen. Die Befürchtung über eine Leiche stolpern zu können, war allgegenwärtig, obwohl die Akte seit annähernd vier Jahren geschlossen war. Nachdem die Hintergründe einer mysteriösen Mordserie durch die Medien bekannt geworden waren, erhielt das bis dahin bei Liebespaaren und Wanderern durchaus beliebte Areal einen Ruf, durch das es auf einen unbewohnbaren Planeten katapultiert wurde. Wo früher Menschen geflirtet, gejoggt und die Natur genossen hatten, ließ sich längst keine vernünftige Menschenseele sehen. Somit wurde das Gebiet zu einem idealen Ort für Paradiesvögel aller Art, aber die Dealer, Freier und sonstiger Abschaum der Zivilisation blieben allein, das Gebiet lag zu abgelegen und besaß eben einen zwielichtigen Leumund. Kein Drogenabhängiger oder Sexsüchtiger hätte Angst vor einem Leichnam gehabt, der damals nicht entdeckt worden war, nur wollte niemand wegen eines solchen Fundes in die Fänge der Cops geraten. Erschwerend kam hinzu, dass sich unter Drogenentzug oder mit einer Latte unter dem Lenkrad schwer Auto fahren ließ. So geriet auf einer einst regelmäßig belebten, danach proibiert missbrauchten und letztlich vereinsamten Landschaft die Blockhütte in Vergessenheit, die auch irgendwo in Kanada hätte stehen können. Sie stand mitten im Wald, nah an

der Metropole Boston, trotzdem vollständig im Abseits. Von wem und wann sie gebaut worden war, wusste niemand. Vor ein paar Jahren wäre die Holzkonstruktion womöglich zu einem denkmalgeschützten Gebäude erklärt worden, da einige Historiker energisch die Meinung vertraten, dass die Hütte während des Kolonialkrieges errichtet wurde. Belege für die Behauptung gab es keine. Man war zwar drauf und dran, es wissenschaftlich beweisen zu wollen, doch es kam alles anders als geplant. Die Blockhütte befand sich unweit der ehemaligen Nervenheilstation Forrest Hill, damit auf einem Areal, wo vor rund vier Jahren etliche Obdachlose ungewollt ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Die Toten waren für einen wahnsinnig gewordenen Professor Testpersonen, durch die er eine Blutgruppe zu erschaffen beabsichtigte, die für jeden Menschen verträglich sein sollte. Jedenfalls wurde das Gebiet zu einer Gedenkstätte erklärt, auf der ein historisches Objekt gänzlich unerwünscht war. Die Überzeugung, nicht alle menschlichen Versuchskaninchen entdeckt und geborgen zu haben, ließ die Behörden diesen Schritt vollziehen, auch deswegen, da man in einer Holzhütte keine touristische Attraktion sah. Danach war der abgelegene Ort kurzzeitig zu einem Sodom und Gomorrha verkommen, aber die Epoche fand wegen ihrer Lage schnell ein Ende. Ob Zuhälter, Dealer oder Nutten, niemand legte Wert darauf, seine Geschäfte in einer Gegend abzuwickeln, in der die Umsätze übersichtlich blieben. So stand die Hütte immer noch da, einsam, verlassen, vergessen. Sie hätte einem Aussteiger oder Jäger gehören können, ebenso einem Millionär. Doch sie hatte keinen Besitzer, nur einen Bewohner, der mit

der Gesellschaft nichts mehr zu tun haben wollte. In den Rocky Mountains oder Everglades wäre an der richtigen Stelle die Einsamkeit vollkommen gewesen, aber der Einzelgänger war nicht auf der Suche nach einer kompletten Isolation. Stattdessen befand er sich auf einem Weg, der ihm seiner Ansicht nach, die längst überfällige und lang herbeigesehnte seelische Erlösung bringen würde. Er hatte jahrelang alles Mögliche probiert um seine Enttäuschung, den Kummer und die Wut im Zaum zu halten. Nichts half. Die Stunden beim Psychologen waren reine Zeitverschwendung, ebenso seine Anwesenheit bei verschiedenen Therapie- und Selbsthilfegruppen. Dort war er auf Leute getroffen, die nichts anderes zu bewältigen hatten als ihr Selbstmitleid. Ihre Trauer bezog sich nicht auf den erlittenen Verlust eines geliebten Menschen, sondern auf die ernüchternde Tatsache, plötzlich allein klar kommen zu müssen. Er war somit, von wenigen Ausnahmen in Form von Leidensgenossen abgesehen, einer Heuchlerei begegnet, die er unmöglich ertragen konnte. Sein Schmerz war hingegen aufrichtig, der immense Zorn gerechtfertigt, der Wunsch nach Erlösung deshalb nachvollziehbar, zumindest verhielt es sich so in seinen Augen. Er wollte kein Mitleid, sein Ziel war Gerechtigkeit. So wie er, fühlten und dachten seine Mitstreiter, mit dem Unterschied, dass sie, im Gegensatz zu seiner Person, aus Hass blind für die Realität geworden waren.

Das Blockhaus war kein Versteck, viel mehr ein Rückzugsort. Hier konnte sich der Einsiedler sammeln, seinen Gedanken freien Lauf lassen, die Schuldigen befragen, bei Bedarf sie kurzzeitig gefangen halten oder zwischenlagern. Nichts

davon war bisher vorgekommen, diesmal sah es allerdings danach aus, als ob er eine der Alternativen in Anspruch nehmen müsste. Nachdenklich hatte er nach der letzten Antwort zu Boden gesehen, sie emotionslos überdacht, schließlich als gelogen eingestuft. Er sah auf, musterte den Mann, der ihm gegenüber in einer Entfernung von zwei Metern auf einem Holzstuhl saß. Er hatte ihm die Hände hinter der Lehne zusammengebunden, danach den Strick um dessen Fußgelenke und Stuhlbeine gewickelt, das Seilende letztlich an der Stuhllehne festzurrt. Ohne Vorwarnung erhob sich der Belogene, trat an den Gefangenen heran, versetzte ihm links und rechts Ohrfeigen, die an den Wangen des Geschlagenen rote Spuren hinterließen. Als ob nichts geschehen wäre begab sich der Einsiedler zurück, nahm Platz, wieder sitzend deutete er auf einen Gasgrill, der sich mitten im Raum befand. Auf dem in Betrieb befindlichen Grill, unter dem zwei Gasbehälter deponiert waren, stand ein mit Wasser gefüllter Kochtopf, der älter als uralt zu sein schien.

Der Einzelgänger, der mit zwei Weggefährten gemeinsame Sache machte, die zwei Blinden schlussendlich nur für seine eigenen Interessen benutzen wollte, nannte sich Sammy. Der eigentlich brav, fast liebevoll klingende Vorname, mochte so gar nicht zu ihm und seinem Auftreten passen. »Hör zu, du Missgeburt! In drei, höchstens fünf Minuten wird das Wasser zu kochen beginnen. Wenn du mir nicht sagst, was ich wissen will, schütte ich es dir über die Füße, schweigst oder lügst du weiterhin, werden deine Eier hart gekocht, irgendwann ist dein Gesicht dran. Ich gehe eine rauchen, nütze die Zeit, um eine vernünftige Entscheidung zu treffen.«

Sammy ließ seinen Worten augenblicklich Taten folgen, begab sich ins Freie, zündete sich eine Zigarette an. Es war kalt, aber nicht eisig, es lag kein Schnee, stattdessen schien die Umgebung wie ein durchnässter Schwamm. Die ihn umgebenden Bäume wirkten wie Soldaten, die reglos Totenwache hielten, sich trotz des Nieselregens zu keiner Geste hinreißen ließen. Es herrschte Stille, absolute Stille, als ob sich Sammy in einem Geisterwald befinden würde. Irgendwie traf es auch zu: Die Ruine der ehemaligen Nervenheilanstalt "Forrest Hill" lag unsichtbar irgendwo zu seiner linken Seite.

Der Einzelgänger rauchte die Zigarette auf, schnippte den Stummel achtlos in die Landschaft. Entschlossen begab er sich in die Blockhütte, stellte sich vor den Grill, zog sich dicke Lederhandschuhe an. Er legte seine Hände griffbereit auf die Henkel des Topfes, schrie den Gefesselten mit dem Rücken zu ihm stehend an: »Wer war dabei?«

»Mein Gott! Es ist so viele Jahre her, ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern«, jammerte der Gefangene mit gebrochener, ängstlich stotternder Stimme.

»Wie du willst«, entgegnete Sammy barsch, hob den Topf mit kochendem Wasser, drehte sich um, schüttete die Hälfte des kochenden Wassers über die nackten Füße des an den Stuhl gebundenen Mannes. Dem Aufschrei des Gepeinigten folgte die körperliche Reaktion. Sofort wurden seine verbrannten Füße rot, schwellen innerhalb weniger Sekunden an, bereits nach einer Minute hatte sich an seinem linken Spann eine Brandblase gebildet. Währenddessen war der antike Wassertopf von Sammy zurück auf den Grill gestellt worden, erneut fing der Inhalt zu blubbern an. Er sah sein

Opfer an, wiederholte die Frage, diesmal leiser: »Wer? Gib mir einen Namen, dann ist der Spuk für dich vorbei. An einen einzigen Teilnehmer wirst du dich wohl noch erinnern können, schließlich bist du ein anerkannter Gelehrter, der in zwischen Vorlesungen hält.«

Die Gesichtsmuskeln und Stirnfalten des Gefragten hatten sich vor Schmerz verkrampft, begannen zu zucken. »Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, aber ich glaube, mich entsinnen zu können, Martin, Doktor Martin Hengston war anwesend«, brachte er wimmernd hervor.

»Ich werde ihn fragen. Wo wohnt er?«

Der Misshandelte japste nach Luft. »Soweit ich weiß, ist er verzogen, praktiziert im Pennsylvania Hospital in Philadelphia.«

Sammy hatte keine Ahnung, dass es sich bei der erwähnten Klinik um die älteste Einrichtung dieser Art in den Vereinigten Staaten drehte. Das Krankenhaus war im Jahr 1751 von Benjamin Franklin und Thomas Bond gegründet worden. Es beherbergte zudem das älteste chirurgische Amphitheater und die älteste medizinische Bibliothek der USA. »Solltest du die Wahrheit gesagt haben, hast du es überstanden. Ich mache mich schlau, wir sehen uns in ein paar Stunden wieder«, sagte der Geiselnnehmer.

»Kann ich etwas Wasser bekommen?«, fragte der Geschändete mit bittendem Ton.

Bewusst überhörte Sammy die Frage, verließ mitleidlos die Hütte, durchquerte den Wald, bis zu seinem an einem Waldweg abgestellten Fahrzeug und fuhr zurück nach Boston.

Detective Forrest Waterspoon betrat mürrisch sein altes, zugleich verhasstes, ebenso heiß geliebtes, seit kurzem frisch gestrichenes Büro im Polizeipräsidium. Das Morddezernat lag im dritten Stock des ehrwürdigen Gebäudes, dessen Fassade ebenfalls einen neuen Anstrich gebraucht hätte. Missmutig sah er seinen an den Rollstuhl gefesselten Partner an, für dessen Verbleib im Polizeidienst er sich vehement eingesetzt hatte. Forrest erwiderte zaghaft Jesses Owens Lächeln, konnte sich dabei an keinen Moment erinnern, in dem er den Kollegen schlecht gelaunt erlebt hätte. Stattdessen kam ihm der Tag in den Sinn, an dem Jesse die Diagnose erhielt, vermutlich den Rest seines Lebens im Rollstuhl verbringen zu müssen. Der vor nahezu drei Jahren im Dienst durch Trümmerteile am Rücken schwerverletzte Partner fiel in eine kurzzeitige melancholische Phase, gab sich jedoch innerhalb von wenigen Minuten kämpferisch und optimistisch. Schon deswegen bewunderte Forrest seinen Partner.

»Wir haben wieder mal einen Mord der besonderen Sorte«, ließ der Detective die Vergangenheit unerwähnt, kam bedrückt auf die Gegenwart zu sprechen.

Jesse nickte bestätigend. »Schon gehört. Peter hat mich informiert, er ist schon am Schnibbeln.«

»Jesse!«, ermahnte Forrest seinen Zögling, aus dem ohne die Behinderung ein hervorragender Detective geworden wäre. Waterspoon hasste jede Art von Pietätlosigkeit, doch schon vor langer Zeit hatte er erkannt, dass der Pathologe Peter Brandon und Jesse ihn mit solchen Aussagen absichtlich auf die Palme bringen wollten. Hinter seinem Rücken

schlossen sie sogar Wetten ab, wie er auf diese oder jene Aussage ihrerseits reagieren würde. Forrest spielte das Spiel mit, ließ je nach Gemütslage den einen oder anderen gewinnen, ohne dass es einer der beiden ahnte. »Konnte er schon etwas zu dem Toten sagen?«

Jesse lehnte sich zurück. Nach wie vor war seine Lebensfreude nicht erloschen, auch sein Optimismus war ihm erhalten geblieben. Immerhin war er imstande, sich selbständig aus dem Rollstuhl in den Bürostuhl zu hieven. Sogar sein amputierter Unterschenkel war durch eine Prothese ersetzt worden, obwohl er nach wie vor keinen Schritt zurücklegen konnte. Seelisch erfüllte die künstliche Gehhilfe dennoch ihren Zweck: Jesse fühlte sich besser, irgendwie vollkommen. Er hatte es niemandem verraten, aber das fehlende Stück an seinem Bein hatte monatelang an seinem Selbstwertgefühl genagt. »Nichts. Das Opfer trug keine persönlichen Sachen mit sich. Ich habe während deiner Abwesenheit die Anzeigen über Vermisste durchgesehen. Nada. Die von Peter erhaltene Beschreibung des Leichnams ähnelt in keinem Punkt einer verschwundenen Person. Unser umworbener Pathologe hat die Größe des Toten mit knapp sechs Fuß angegeben, in Europa entspräche es einhundertachtzig Zentimetern. Das Gewicht des Ermordeten beträgt laut Peter zweihundertzwanzig Ibs, jenseits des Ozeans wären das rund einhundertzehn Kilogramm. Ein Kerl dieser Statur lässt sich in der Datenbank nicht finden.«

Forrest schüttelte unmerklich den Kopf. Er schätzte Jesses Arbeit, insbesondere seine Künste und Einfälle am Computer und bei Recherchen. Dennoch ging er ihm manchmal auf

den Nerv, so wie eben. Deswegen fragte er: »Okay, was meinst du, mit umworbenem Pathologen, was hast du mit Europa, den Maßen und Gewichtseinheiten dort am Hut?«

»Ach! Sie wissen es noch nicht? Peter hat zwei Stellenangebote. Hier bei uns könnte er im Massachusetts General Hospital stellvertretender Leiter der Pathologie werden, in Philadelphia wurde ihm die Leitung einer solchen angeboten.«

»Hat er sich schon entschieden?«, fragte Forrest.

»Wenn überhaupt, würde er im Pennsylvania Hospital anfangen, aber ich glaube nicht, dass er gehen wird.«

»Wie kommst du darauf?«

»Peter kann Philadelphia nicht leiden.«

Forrest lächelte. »Nun, falls er doch geht, kann es ihm niemand verübeln. Solche Chancen bekommt man nicht oft im Berufsleben. Im Vergleich zu mir ist er noch jung, dürfte ihm nicht schwerfallen, sich da oder dort einzugewöhnen.«

»Boss, jede Wette, er bleibt«, erwiderte Jesse, der sich regelmäßig in Erinnerung rief, wem er gegenüber saß. Forrest und er waren seit Monaten unter vier Augen per du, durchaus mehr als nur Kollegen. Dennoch wählte er gelegentlich eine förmliche Anrede, mit der er sich ins Bewusstsein rief, dass er sich mit seinem Vorgesetzten unterhielt. Er wechselte das Thema: »Die Leiche auf der "Belle Isle Marsh Reservation", was schätzt du, was kommt mit ihr auf uns zu? Ist doch ziemlich makaber, dass sie ausgerechnet auf der Insel gefunden wurde.«

Der Detective runzelte die Stirn. »Was auch immer, garantiert viel Mist. Die Todesart, der Fundort, beides ist kein gutes Omen.«

»Was können wir im Moment tun?«

Forrest zuckte mit den Schultern. »Ich sagte doch, dieser Fall steht unter keinem hell leuchtendem Stern, befindet sich eher in der Nähe eines schwarzen Lochs. Im Augenblick haben wir keine andere Wahl, müssen auf Peters Ergebnisse warten.«

Jesse nickte geknickt, auch er als Optimist sah ermittlungstechnisch eine düstere Zukunft auf sie zukommen. »Ich hatte Peter gefragt, ob er mir ein Bild des Gesichts des Leichnams vorbeibringen würde, er hat abgelehnt. Sieht er so schlimm aus?«, fragte er, obwohl er eigentlich keine Antwort auf die Frage hören wollte.

Waterspoon dachte kurz an den Anblick des Toten, ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. »Eine Gesichtserkennung würde nichts bringen«, antwortete er, ging bewusst auf das Aussehen des Umgebrachten mit keinem Wort ein.

Es klopfte, ohne eine Erlaubnis abzuwarten, betrat der Pathologe Peter Brandon das Büro. Er grüßte, begab sich in den Rücken von Forrest, setzte die dort stehende Kaffeemaschine in Gang. Kaum getan, zog er sich einen Stuhl heran, nahm zwischen Forrest und Jesse am Schreibtisch Platz. Dem Detective war die Blässe des Facharztes aufgefallen, den Grund dafür bekam er sogleich vermittelt. Peter schlug die Beine übereinander, sah ungeduldig zu der schwer schnaufenden Kaffeemaschine, ergriff das Wort: »Der Tote wurde gesäubert, gewogen, gemessen, anschließend habe ich ihn aufgeschnitten, die Obduktion ist allerdings nicht vollständig abgeschlossen. Ein seltsamer Fund ließ mich meine Arbeit unterbrechen.« Er unterbrach sich, fasste in die rechte Tasche

seines Kittels, holte einen Würfel hervor, legte ihn auf die Tischplatte, wofür er erstaunte, fragende Blicke erhielt. »Ja, ich kann eure überraschten Blicke verstehen. Ein Würfel, wie er bei Monopoly oder anderen Brettspielen verwendet wird, aber bitte seht ihn euch genauer an.«

Jesse nahm ihn an sich, fing an ihn zu mustern, während Forrest fragte: »Woher haben Sie ihn?«

»Er war im Magen des Opfers«, erwiderte Peter in einem Ton, als ob es das normalste der Welt wäre.

»Die Menschen werden immer irrer«, stellte der Detective zähneknirschend fest. Zeitgleich hielt Jesse abrupt inne, sah den Gegenstand zwischen seinen Finger angewidert an, war froh, ihn an Forrest weiterreichen zu dürfen. Er hatte bereits entdeckt, was Peter Brandon ihnen unbedingt zeigen wollte. Waterspoon atmete tiefer als sonst durch, nahm den Holzwürfel in die Hand, sah sich jede Seite an. Alle Flächen des Spielgeräts waren intakt, bis auf eine. Die Punkte, welche die Zahl "Sechs" darstellen sollten, waren weggefeilt, stattdessen war auf der Seite mit einem Messer ein Kreuz eingeschnitzt worden. Forrest sah alles andere als erfreut auf. »Eine Botschaft, gleichermaßen eine Drohung«, urteilte er über das Gesehene. »So wie ich es verstehe, soll uns der Würfel sagen, dass es fünf weitere Tote geben wird. Jemand anderer Meinung?«, erkundigte er sich mit einem Ton, der seine Nachdenklichkeit verdeutlichte. Er erntete keinen Widerspruch, wandte sich an den Forensiker: »Der Würfel zeigt, was auf uns zukommen könnte, bringt uns jedoch nicht einen Schritt weiter. Konnten Sie sonst noch etwas finden, erkennen oder sehen, was Ihrerseits eine Schlussfolgerung zulässt?«

Peter erhob sich, füllte drei Pötte mit Kaffee, servierte sie, setzte sich wieder. Wie vorher schlug er aufgrund seiner Position die Beine übereinander, sie wegen der geschlossenen Seitenwand des Schreibtisches auszustrecken, blieb ihm verwehrt. »Die DNA-Analyse habe ich in die Wege geleitet, ansonsten kann ich nur spekulieren.«

»Bitte, fangen sie an«, entgegnete Forrest,

»Der Mann dürfte um die sechzig sein, scheint zumindest in den letzten Jahren körperlich wenig Bewegung gehabt zu haben. Aufgefallen sind mir seine Hände. Trotz der Brandblasen gewann ich den Eindruck, dass er keiner schweren Arbeit nachging. Wenn ich raten müsste, würde ich ihn für einen Lehrer, Bürohengst oder Arzt halten.«

Forrest sah zu Jesse, der sofort wusste, in welche Richtung er Recherchen anzustellen hatte. Die Suche verlief ergebnislos, weder ein Unternehmen noch eine Schule oder eine Klinik vermissten einen Mitarbeiter. Anschließend erklärte der Detective den Arbeitstag für beendet. Ohne die Identität des Ermordeten oder einen Hinweis auf seine Herkunft fehlte jeder sinnvolle Ansatz, um irgendwelche Ermittlungen in irgendeine Richtung aufnehmen zu können.

Ω

Der Alltag von Forrest und seiner Frau, Betty, hatte sich in zweierlei Hinsicht gewaltig geändert. Falsch: Bettys Stunden zuhause waren nicht mehr dieselben wie vor ein paar Monaten, wovon auch der Detective betroffen war. Nach den Ereignissen im vergangenen Jahr, der Angst, in den eigenen vier Wänden nicht mehr sicher zu sein, ließ sich Betty nicht davon abbringen, sich einen Hund anzuschaffen. Über ihre Kontakte und Freunde kam sie an einen Labrador-Welpen, der sich im Haus Waterspoon schnell eingewöhnte. Merkwürdigerweise schloss die äußerst verspielte, eigenartig verschmuste Hundeseele insbesondere den mürrischen Detective ins Herz. Wenn Forrest vom Dienst nach Hause kam, war somit vorerst an den wohlverdienten Feierabend nicht zu denken. Kaum hatte Forrest den Hausflur betreten, rastete der Labrador aus, lief hin und her, sprang ihn mehrfach an, bis Waterspoon ihm endlich die Leine anlegte und mit ihm spazieren ging.

Zu Beginn waren die Runden mit dem Hund für Forrest eine Qual, inzwischen gehörten sie zu seinem Feierabendritual, was er nie zugegeben hätte. Das ihm die fast täglichen Fußmärsche guttaten, er sich fitter fühlte, wäre seinerseits abgestritten, zumindest in Frage gestellt worden. Dass sein Gewichtsüberschuss durch die Bewegung eine Regulierung erfuhr, konnte er allerdings nicht leugnen. Dennoch blieb eine Tatsache bestehen: Der Labrador besaß ein Gemüt, von dem sich selbst Kleinkinder angezogen fühlten. Bester Beweis war der kleine Adam, der inzwischen seit siebzehn Monaten die Familie Waterspoon mit seinem Dasein erfreute. Siebenmal in der Woche nahm sich Betty seiner Obhut an,

immer vormittags, aber eben auch am Wochenende. Ja, Forrest war Opa, Betty Oma. Ihre Adoptivtochter, Molly, hatte im August 2019 entbunden, einen Jungen zur Welt gebracht, ihn nach seinem verstorbenen Vater benannt. So groß die Freude über den Familienzuwachs auch war, in den Stunden nach der Geburt, ebenso beim Anblick des Babys in den Wochen danach: Der verblichene Kameramann, Erbe und Inhaber des Fernseh- und Radiosenders "AM-Channel", Adam Kean, schien in den Köpfen und Herzen der Waterspoons wiedergeboren zu sein. Der Verlust blieb, die Trauer auch, doch sie wurde wie vorher zu einem Teil des alltäglichen Daseins, erhielt durch den Nachwuchs stetige Streicheleinheiten.

An diesem Abend, nachdem Forrest von seiner Tour mit "Bully", so hieß der Hund, zurückgekehrt war, saßen er und Betty wie meistens in der Küche, nicht im Wohnzimmer. Sie hatte ein Glas Wein vor sich stehen, der Ermittler begnügte sich mit seinem gewohnheitsmäßigen Feierabendbier. Die allabendlichen Gespräche gehörten bei dem Ehepaar ebenfalls zu einer Tradition, die nur entfiel, wenn der Haussegen schief lag, Betty unterwegs oder Forrest dienstlich unabkömmlich war. Der als Wachhund zugelegte, jedoch für diesen Job völlig ungeeignete »Bully", lag ausgelaugt im Flur, offenbar hatte ihm Forrest diesmal entweder konditionell Paroli bieten können oder ihn richtig laufen lassen.

Ω

Sammy hatte sich im Internet auf die Suche begeben, war fündig geworden. Tatsächlich fand er im Internet unter den Angestellten des Pennsylvania Hospitals in Philadelphia einen Doktor Martin Hengston. Seine Geisel hatte ihn nicht in die Irre geführt, Zeit geschunden beziehungsweise belogen, was ihr nach seinem Willen keinen Vorteil einbringen sollte. Mitleid konnte er nicht aufbringen, Gnade keinesfalls gewähren. Beides war ihm nicht zuteilgeworden, weswegen seine Verbitterung eine Dimension erklimmen hatte, die außerhalb aller menschlichen Gefühle lag.

Im Grunde war Sammy ein Ableger Jim Geers, nur das genaue Gegenteil seiner Wesenszüge. Während Jim Geers aufgegeben, seiner Ansicht nach versagt hatte, wollte Sammy die Dinge nicht so einfach hinnehmen, schlucken, schweigen, nichts tun. Zuerst ging er einen legalen, rechtmäßigen Weg, mit dem Endergebnis absolut nichts erreicht zu haben. Die Wut darüber führte keineswegs zu einer Verblendung, eher zu einem Gerechtigkeitswahn. Sammy wurde nicht von Rachegelüsten geleitet, sondern durch Gedanken, die sich mit dem Jetzt und dem Morgen befassten. Was ihm passiert und angetan worden war, konnte jederzeit anderen Menschen widerfahren. Nicht ausgewählten Leuten, darauf gab es keinerlei Hinweise, stattdessen schien jeder gefährdet, der ein einigermaßen normales Leben führte. Nein, Sammys Bestrebungen unterlagen nicht zu hundert Prozent irgendwelchen vorbeugenden Maßnahmen, ebenso wenig einer Zivilcourage, durch die er seine Mitmenschen vor Schäden bewahren wollte. Dieser Punkt lag ihm durchaus am Herzen,

niemand sollte so enden wie er, aber unter dem Strich ging es ihm nur um eines: Gerechtigkeit! Wenn Sammy von Gerechtigkeit sprach, bezog er sich bezüglich seines dramatischen Werdegangs nicht auf Gesetzbücher und die Bibel. Er sah sich von den Dingen geleitet, die eine vernünftige Gesellschaft mit den Worten Anstand, Moral, Ethik, Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft verband.

In seinen Augen war jeder gefährdet, ausgenommen scheinbaren Menschen zu sein, die krank, anderweitig gebrechlich, ein gewisses Alter überschritten hatten. Zu diesem Kreis gehörten offenbar auch Süchtige, Obdachlose, Behinderte und Personen, die im Licht der Öffentlichkeit standen. Wie Jim Geers war Sammy ehemals in verschiedenen Therapie- und Selbsthilfegruppen unterwegs gewesen, was er sah, zu hören bekam, entsprach seinem Ebenbild. Die Mitbetroffenen erzählten zum Teil Geschichten, die von ihm hätten stammen können. Ein Jahr bewegte er sich in diesem Umfeld, gebracht hatte es null, bis auf das bereits erwähnte Teilnehmerfeld. Keiner der Anwesenden war älter als sechzig, selten jünger als dreißig, niemand sah ernsthaft krank aus. Alle in der Runde waren vor dem erlittenen Schicksalsschlag, der ihnen ihre Lebensgefährtinnen in unterschiedlichen Methoden entrissen hatte, sogenannte normale Durchschnittsbürger. Auffällig: An den Diskussionen nahmen keine Frauen teil. Sammy forschte nach, fand bald heraus, dass es gleichgesinnte weibliche Gruppen gab. Im Vergleich zum männlichen Geschlecht war ihre Anzahl jedoch deutlich geringer. Spätestens ab dieser Erkenntnis begann sich Sammy zu verändern, nach seinem Misserfolg vor Gericht und dem erlit-

tenen Unrecht wurde er zu dem Mann, der einen Kontrast zu Jim Geers darstellte. Jim war in jeglicher Hinsicht überfordert. Sammy hingegen fing Pläne zu schmieden an. Jim griff zur Flasche, umgekehrt holte Sammy zum Gegenschlag aus, der eines Tages zu einem Rundumschlag werden sollte. Diesem Vorhaben war er nun einen Schritt nähergekommen, schließlich hatte er Doktor Martin Hengston gefunden.

Es war spät geworden als Sammy sich auf den Weg zu seinen Komplizen machte, sie in sein Auto einsteigen ließ, mit ihnen zur Blockhütte fuhr. Seinen Weggefährten war es nicht anders ergangen wie ihm, allerdings hatten sie sich nicht wie er verhalten, sondern schamlos egoistisch gehandelt. Insofern sah es Sammy als gerechtfertigt an, die beiden Schwachköpfe für seine Zwecke zu benutzen. Die Zwei waren ihm bei einer der Selbsthilfegruppen zufällig vor die Füße gelaufen. Die Gesprächsrunde war von ihnen nur aus einem Grund einmalig aufgesucht worden: Sie wollten sehen, wie andere Männer mit ihrem Nackenschlag fertig wurden. Nach der Diskussion stand für sie fest, sich von ihren Lebensgefährtinnen zu trennen, obwohl ihre Freundinnen nicht das Los teilten, welches Jims und Sammys Ehefrauen erleiden mussten. Die Männer waren im gleichen Alter, unbedeutend jünger als Sammy, seit Jahren befreundet, womit der Zufall wieder einmal seine intriganten Hände in ein perfides Spiel eingebracht hatte. Das zwei befreundete Hohlköpfe dasselbe Schicksal teilten, war schon bemerkenswert genug, übertroffen wurde es durch die fast schon makabre Tatsache, dass sie nie zuvor und nie wieder danach einer Selbsthilfegruppe die Ehre erwiesen.

Mit ihnen betrat Sammy die Hütte, dass an den Stuhl gefesselte Opfer wurde schlagartig wach, hob den Kopf, sah erschrocken dabei zu, wie die ihm unbekanntenen Komplizen den Grill in Betrieb nahmen.

»Was haben Sie vor«, fragte er stammelnd, mit trockenen, rau gewordenen Lippen.

Sammy setzte sich vor den Gefangenen, fragte: »Wer noch, wer war noch dabei?«

Der Gefesselte fing zu schluchzen an, schwor, sich an keinen Namen erinnern zu können, bat um Erbarmen. Sammy glaubte dem Mann, doch Barmherzigkeit ließ er keine walten, oder doch? Er hatte sein Opfer problemlos vom Areal einer Pflegeeinrichtung für Demenzkranke entführt. Durch Zeitungsberichte wusste er, dass sich der vor ihm sitzende, in Vergessenheit geratene verwitwete Prominente im Anfangsstadium der Krankheit befand. Wäre die Möglichkeit gegeben, ihm sämtliche Erinnerungen für immer aus dem Gehirn zu pusten, hätte Sammy womöglich den alternden Mann verschont. Doch für Vergebung gab es keinen Platz, sie wurde auch von seinem überdachten Gerechtigkeitsinn nicht in Erwägung gezogen. Was folgte, war Grausamkeit pur. Während der Prozedur dachte Sammy nur an die Qualen, die einst seine Frau ertragen musste. Das Opfer wurde mehrfach mit kochendem Wasser übergossen, am Unterleib, im Gesicht, überall. Dazwischen kamen immer wieder Elektroden zum Einsatz, bis der Gefolterte zu atmen aufhörte. Für die Entsorgung der Leiche waren wie zuletzt Sammys Komplizen zuständig, sie kannten ihre Anweisungen.

Sammys Komplizen hatten wie besprochen die gefolterte Leiche erneut auf der "Belle Isle Marsh Reservation" abgelegt. Welchen Plan ihr Leader damit verfolgte, darüber waren sie von ihm im Unklaren gelassen worden. Sammy nahm nämlich an, dass die beiden Strohköpfe seine Motive und Ziele ohnehin nicht kapiert hätten. Weiterhin war er der Überzeugung, je weniger sie wussten, umso besser war es für ihn. Die Aktion der Leichenentsorgung war mit Sammys Wagen durchgeführt worden, nachdem er zuvor in der Innenstadt ausgestiegen war. Auf der Rückfahrt von East Boston durch den Callahan-Tunnel unter dem "Boston Harbor" in den Stadtteil "North-End" bekamen die zwei Idioten Hunger, besorgten sich Hamburger. Erst danach fuhren sie zum verabredeten Treffpunkt und Termin mit Sammy nach "Beacon Hill", einem der gehobenen Viertel Bostons.

Weit nach Mitternacht standen sie Sammy gegenüber, der über ihre Blödheit nur den Kopf schütteln konnte. Er verzichtete darauf ihnen die Leviten zu lesen, noch benötigte er ihre Hilfe. Stattdessen erklärte er ihnen, was sie nachfolgend zu tun hatten, ließ sie nacheinander vorsichtshalber den erteilten Auftrag wiederholen. Als geschehen, deutete er nochmals auf das Gebäude, dessen Hausbesitzer die beiden in ihre Gewalt, anschließend in die Blockhütte bringen sollten. Keiner der Komplizen stellte eine Frage, ihnen war es egal, in welchem Zusammenhang die zu entführende Person zu den Ereignissen stand. Sie unterstützten Sammy nicht wegen dem Verlust ihrer Lebensgefährtinnen, machten teilweise aus Spaß mit. Letztlich wollten sie die Menschen leiden se-

hen, die vorsätzlich über sie und ihre Mitmenschen Kummer und Schmerz gebracht hatten. Ohne Sammy wären sie diesbezüglich aufgeschmissen, rat- und hilflos gewesen, mit ihm konnten sie ihren Hang zum Sadismus ausleben. Den Drang zur Brutalität zu unterdrücken war ihnen stets schwergefallen, selbst in ihren Beziehungen wurden sie hin und wieder von ihm heimgesucht. So ähnlich schätzte Sammy die Kerle ein, auch deshalb hatte er vor, sie rechtzeitig abzuservieren. Er überließ ihnen seinen Wagen, ließ sie stehen, ging zu Fuß nach Hause. Die Zwei wussten, was er von ihnen erwartete, wobei er sich sicher war, auch diesmal von ihnen nicht enttäuscht zu werden. Zumindest noch nicht. Der Tag, an dem die beiden liebend gern aussteigen würden, lag nach Sammys Einschätzung nicht weit entfernt.

Gemächlichen Schrittes schlenderte Sammy nach "Bay Village", wo er in einem Wohnblock ein Bewohner von vielen war. Es war so ziemlich der einzige Unterschied, der zwischen ihm und Jim Geers bestand: Sammy war nach wie vor berufstätig, trotz hoher Ausgaben in der Vergangenheit besaß er keine finanziellen Probleme, musste sich keinen Einschränkungen unterziehen. Er legte sich ein paar Stunden aufs Ohr, stieg in der Morgendämmerung in seinen Zweitwagen, fuhr zur Blockhütte. Zu seinem Erstaunen waren die Komplizen schon vor Ort, mangels einer Order seinerseits hatten sie den Entführten schon gekocht und gebraten, waren stolz auf ihr Werk, standen parat, um den Leichnam zu entsorgen. Ihre synchrone Frage lautete: »Wohin mit ihm?«

Dass die zwei nicht ganz frisch in der Birne waren, hatte Sammy bereits am Tag ihres Kennenlernens erkannt. Ihnen

eine Dummheit zuzutrauen, die zum Himmel schrie, unterließ er, wie er nun sah, fälschlicherweise. Entgegen dem Bedürfnis laut loszuschreien, blieb er ruhig, bekreuzigte sich beim Anblick des Toten, bei dem es sich um einen mittlerweile pensionierten Richter handelte. Sein Blick fiel auf die verblödeten Weggefährten, die sich nach und nach zu einem Risiko zu entwickeln schienen. Unter Berücksichtigung dieses Aspekts wäre es vernünftig gewesen, die zwei Hornochsen sofort zur Schlachtbank zu führen, aber er entschied sich dagegen. Dafür erteilte er ihnen einen neuen Auftrag. »Fahrt nach Hause, ruht euch aus, schmeißt den Drecksack heute Nacht in der "Washington Street" auf die Straße. So sorgen wir für etwas Chaos bei den Bullen, ein wenig Unruhe unter der Bevölkerung und vor allem für die notwendige Aufmerksamkeit.« Sammy bekam lächelnde Gesichter zu sehen, die sich darauf freuten, die gestellte Aufgabe zu erledigen. Er sah ihnen zu, wie sie den Toten in einen vor der Blockhütte stehenden Schubkarren warfen, anschließend noch einmal zu ihm sahen, woraufhin er erneut das Wort ergriff. »Jungs, in Zukunft keine Toten ohne meine Anweisung, haben wir uns verstanden?« Die Zwei nickten, der Stolz auf ihre vollbrachte Tat verschwand aus ihren Gesichtern. »Es ist passiert, ich mache euch keinen Vorwurf, habe euch ja nicht darauf hingewiesen. Nur hätte ich mit dem Richter gerne noch ein paar Worte gewechselt, bevor er von der Tag- zur Nachtseite gewandert wäre.«

»Sorry«, entschuldigte sich einer der Komplizen.

»Kommt nicht mehr vor«, versprach der andere und fragte:
»Wer ist als nächstes dran?«

Sammy kam ins Grübeln. "Sollte er den Vollpfosten noch eine Chance geben?", fragte er sich, beschloss sie zu testen. »Da ihr schon voreilig wart, habt ihr ihn wenigstens den richtigen Würfel schlucken lassen?«

Die Zwei sahen sich nachdenklich an, der geistig flinkere antwortete: »Den mit fünf Ziffern, lag kein anderer da.«

"Gottseidank", dachte sich Sammy, bemerkte, dass ihn die zwei zu verwirren begannen. Kurzfristig hatte er vergessen, dass er den Würfel mit den weggefeilten Seiten und zwei eingeschnitzten Kreuzen dem gestrigen Opfer verabreicht hatte. Er lobte die beiden, forderte sie auf zu verschwinden, versprach, sich bei ihnen zu melden.« Kopfschüttelnd sah er ihnen nach, auch noch, als sie längst zwischen den Bäumen verschwunden waren. "Was mit ihnen machen?", fragte er sich erneut, im Wissen, sie noch zu benötigen. Eines berücksichtigte Sammy zudem: Die Spatzenhirne konnten für ihn zu einem unbezahlbaren Vorteil werden.

An diesem Tag ließ es Sammy gut sein. Anstatt sich seines nächsten Opfers zu bemächtigen, fuhr er in die Stadt, begab sich dort in sein Büro. Drei Tote innerhalb von achtundvierzig Stunden reichten aus, waren sogar ihm trotz seiner Ziele zu viel. Keinesfalls durfte er zu hastig oder voreilig vorgehen, sonst würde er wenig bis gar nichts erreichen. Um die Ziellinie zu überqueren, bedurfte es mehr als schuldige, für das Geschehene verantwortliche Leichen. Öffentliches Interesse und Entsetzen waren ebenso erforderlich, wie Ermittlungen seitens der Kripo, die sich nicht ausschließlich auf die Suche nach einem Mörder beschränkten.

Das Szenario des Vortags wiederholte sich. Erneut waren Spaziergänger auf der Belle Isle Marsh Reservation fündig geworden, mit dem Unterschied, dass die Dame ohnmächtig wurde, ihr Gatte sich übergeben musste. Erst als sein Magen nichts mehr hergab, außer grüner Flüssigkeit, war er fähig, einen Notruf zu tätigen.

Forrest Waterspoon kam unmittelbar nach Peter Brandon und dessen Team am Fundort an, registrierte im Vergleich zu gestern an dem Pathologen eine ungewohnte Verhaltensweise. Der Facharzt hatte sich noch nicht über die Leiche hergemacht, wohl war sie von ihm umgedreht worden, doch mehr nicht. Normalerweise wäre Peter bereits in seinem Element, intensiv dabei, erste Untersuchungen an dem Toten vorzunehmen. Diesmal stand er nur tatenlos da, direkt neben dem Leichnam, sah reglos auf ihn herab. Der Detective blieb an seiner Seite stehen, blickte kurz auf den im Schlamm liegenden entstellten Körper, schüttelte sich.

»Ich kenne den Mann, obwohl er kaum wiederzuerkennen ist«, gab Peter flüsternd von sich.

Im ersten Moment glaubte Forrest sich verhöhrt zu haben, weswegen er den gehörten und abgespeicherten Satz noch einmal durch seinen Kopf laufen ließ. Gleich darauf überkam ihn eine Befürchtung, die sich glücklicherweise nicht bestätigte. »Ein Freund?«

Peter schüttelte den Kopf, ohne von dem Toten aufzusehen. »Nein, das nicht, aber durchaus eine Art Vorbild, fast schon ein Idol, das mich oft inspiriert hatte«, erwiderte er hörbar erschüttert.

Die Aussage gab Forrest trotz der Umstände das fast verlorene Sicherheitsgefühl zurück. »Wer ist er?«

»Zu unseren Füßen liegt ein Genie. Professor Henry Wyldberg, eine medizinische Kapazität im Bereich verschiedener Transplantationsverfahren.«

Forrest schluckte, allein das Wort "Transplantation" klang nicht nach seinem Geschmack. Gegen den Ausdruck "Kapazität" besaß er jedoch seit dem Fall von "Forrest Hill" eine unheilbare Allergie. Zurückhaltend äußerte er: »Darf ich fragen, woher Sie ihn kennen?«

»Vor Jahren habe ich einige seiner Vorlesungen besucht, alle seine Bücher gelesen. Sie lesen doch kontinuierlich die Tageszeitung, oder?«, stellte Peter fragend fest, erhielt eine zustimmende Geste seitens des Detectives. »Wundert mich, dass er Ihnen nicht bekannt vorkommt, erst vor ein paar Wochen stand ein Artikel über ihn im "Boston Herald".«

Waterspoon zwang sich in das von Blasen zerfurchte Gesicht des Toten zu sehen. Er zuckte mit den Schultern. »Ich bevorzuge den "Boston Globe". Fachartikel aus der Medizin, Kommentare von Republikanern, Börsennotizen, Meinungen von Experten und Horoskope überspringe ich grundsätzlich«, entgegnete er. »Was stand in dem Artikel?«, warf er eine Frage hinterher.

Peter sah endlich auf, drehte sich Forrest zu. »Das übliche, eine Art Huldigung, die sich fast schon wie ein Nachruf las. Henry Wyldberg ist vor rund vier Jahren in den Ruhestand gegangen, vor etwa zwölf Monaten wurde Demenz bei ihm diagnostiziert.«

»Bitter.«

»Kann man so sagen«, stimmte Peter zu.

»Eine Ahnung, warum er nun hier liegt?«

»Es ist mir ein Rätsel, ich bin ehrlich entsetzt.«

»Können Sie mir sonst noch etwas über ihn sagen, hatte er zum Beispiel Angehörige?«

Der Pathologe schüttelte leicht den Kopf. »Weiß ich nicht, ich habe mich für seine Arbeit, nicht für sein Privatleben interessiert. Was ich sagen kann, ist, dass er Witwer war. Seine Frau ist sehr früh verstorben, danach war Wyldberg ausschließlich mit seiner Arbeit verheiratet. Ob aus der Ehe Kinder hervorgegangen sind, kann ich nicht sagen, ebenso ob Geschwister existieren.«

Der Ermittler zog seine rechte Hand aus der Manteltasche, legte sie dem Pathologen auf die Schulter. »Soll ich eine Vertretung für Sie anfordern?«

»Nett gemeint, nein, nicht nötig. Ich schaffe das schon«, lehnte der Gefragte das Angebot ab.

»Peter! Sie müssen das nicht tun, behalten Sie Ihr Idol so in Erinnerung, dass es eines bleiben kann.«

Der Pathologe sah den misshandelten Toten an, blickte zu Forrest. »Ich denke, dafür ist es nun zu spät. Wer ist zu so etwas fähig?«

»Ich werde es herausfinden«, erwiderte der Ermittler mit Nachdruck, presste nach der Aussage unverzüglich die Lippen zusammen, da ihm diesbezüglich beinahe ein Versprechen entkommen wäre.

»Wenn es Ihnen gelingt, wird es eine Belobigung geben. Henry Wyldberg war anerkannt, beliebt, verfügte über Kontakte bis in Regierungskreise.«

»Eine Gehaltserhöhung wäre mir lieber«, entgegnete Forrest. Sorry, dass ich jetzt frage, aber wissen wir schon etwas über die Leiche von gestern?«

»Ich erwarte die DNA-Analyse heute Nachmittag, spätestens morgen Vormittag. Tut mir leid, aber eines dürfte doch nun klar sein, meinen Sie nicht?«

Waterspoon wusste sofort, worauf ihn Peter angesprochen hatte. Er bezog sich mit seinem letzten Satz auf die vermutete Tätigkeit des ersten Opfers. Peter hielt den Leichnam vom Vortag für einen Lehrer, Bürohengst oder Arzt, nun lag ein ermordeter Professor aus der Medizin neben ihnen. »Sie denken der Ermordete war Arzt, nicht wahr?«

Der Pathologe bestätigte, ergänzte: »Ja, die Wahrscheinlichkeit, dass es sich so verhält, ist ersichtlich größer geworden. Seit ich Sie kenne, bin ich vom Glauben an den Zufall restlos abgefallen.«

Forrest lächelte, doch das verhaltene Schmunzeln konnte seine Anspannung nicht verdecken. Forrest fing an, laut zu denken: »Hier liegt ein Professor der Medizin, ebenso übel zugerichtet wie die Leiche gestern. Ihren Worten war zu entnehmen, dass Wyldberg sich im Ruhestand befand, könnte auch auf den gestrigen Leichnam zutreffen. Todesart, Fundort sind identisch, ich gehe schon jetzt davon aus, dass es auch die Berufe trotz etwaiger Abweichungen sein werden. Es kann ja nicht jeder ein Genie sein. Kurzum: Wir sitzen in der Scheiße. Bekommt die Presse davon Wind, stehen wir wieder einmal mit dem Rücken zur Wand, befinden uns in einem großen Haufen Mist, werden erneut die Buhmänner der Nation sein.«

2. Kapitel

So unangenehm es für Peter Brandon war, ein Idol verloren zu haben, indem er den Toten erkannt hatte, bekam Waterspoon den Ermittlungsansatz, mit dem er endlich etwas anfangen konnte. Alles andere als überglücklich deswegen, immerhin ausnahmsweise optimistischer gestimmt, platzte er in sein und Jesses frisch gestrichenes und doch bereits angeräuchertes Büro. Wegen der neuen Farbe auf den alten Wänden an seinem Arbeitsplatz, hatte Forrest den eigentlich in öffentlichen Gebäuden unerlaubten Genuss seiner penetrant bis bestialisch riechenden Zigarren nicht eingestellt.

Zum Buch



Kurzinterview zu Voltage

Das Interview wurde am 01. Juli 2024 von Ilse Hendricks geführt.

Frage: Roman, warum der vierte veröffentlichte Titel der Tatort-Boston-Reihe die Bandnummer 6?

Antwort: Die Bandnummer entspricht der zeitlichen Abfolge der Serie. Zwar können die Titel unabhängig voneinander gelesen werden, trotzdem war es mir wichtig, die Handlungszeit zu berücksichtigen.

Frage: Weshalb bitte zuerst Band 6 und nicht zunächst die Bände 4 und 5?

Antwort: Mir war danach, da ich in "Voltage" etwas Neues ausprobieren wollte.

Frage: Kannst du verraten um was es sich handelt?

Antwort: Ich habe mich bei dem Buch während des Schreibens relativ früh dazu entschieden, nicht den Täter zu verheimlichen, sondern seine Motive. Ich bin sehr gespannt wie Leser darauf reagieren werden.

Frage: Wer dich näher kennt, weiß, dass du selten zufrieden bist. Wie sieht es diesmal aus? Ist "Voltage" deiner Meinung nach gelungen?

Antwort: Letztlich entscheiden es die Leser. Ich selbst finde die Grundstory, auf der das Buch basiert, absolut okay, wie ich sie umgesetzt habe, darüber lässt sich streiten. Persönlich halte ich "Voltage" für einen Titel, der mit seinen Vorgängern nicht verglichen werden kann.

Frage: Inwiefern?

Antwort: Ich hätte die Geschichte in vielen Methoden erzählen können, unter anderem geheimnisvoller, wie bisher mit vielen Wendungen, aber ich wollte diesmal eben einen ungewohnten Weg gehen.

Frage: Ich kenne "Voltage" bereits, finde das Buch interessant, am Schluss total ungewöhnlich. Wie kommst du auf solche Storys, von denen man nicht weiß, ob sie sich in der Realität so abgespielt haben könnten?

Antwort: Das kann ich nicht beantworten. Es ergibt sich beim Schreiben. Die Basis der Geschichte, sie entwickelt von selbst, ich plane da nichts im Voraus. Meine Bücher entstehen durch den Titel, ein bisschen durch das Cover, kein Titel der bis jetzt veröffentlicht wurde, besaß einen Plot.

Frage: Welcher Tatort-Boston-Thriller erscheint als nächster und wann?

Antwort: Es geht in der Reihenfolge weiter: Zuerst kommt Tea-Party, Band 4, danach Band 5. Tea-Party erscheint definitiv noch 2024.

Zwanzig Jahre – 1933

Genre:	Historischer Roman, Familiensaga,
Serie:	Zwanzig Jahre 1933-1953, #3353saga
Seiten-Print:	320
Seiten-E-Book:	278
Formate:	4 (Hörbuch 2025)

Veröffentlichungsdaten:

[E-Book: 7,99 €](#)

Veröffentlicht August 2024 - Lieferzeit: Sofort

[PDF-Manuskript: 7,99 €](#)

Veröffentlicht August 2024 - Lieferzeit: Sofort ***

[Taschenbuch: 17,99 €](#)

Veröffentlicht September 2024 – Lieferzeit: 3 – 5 Tage

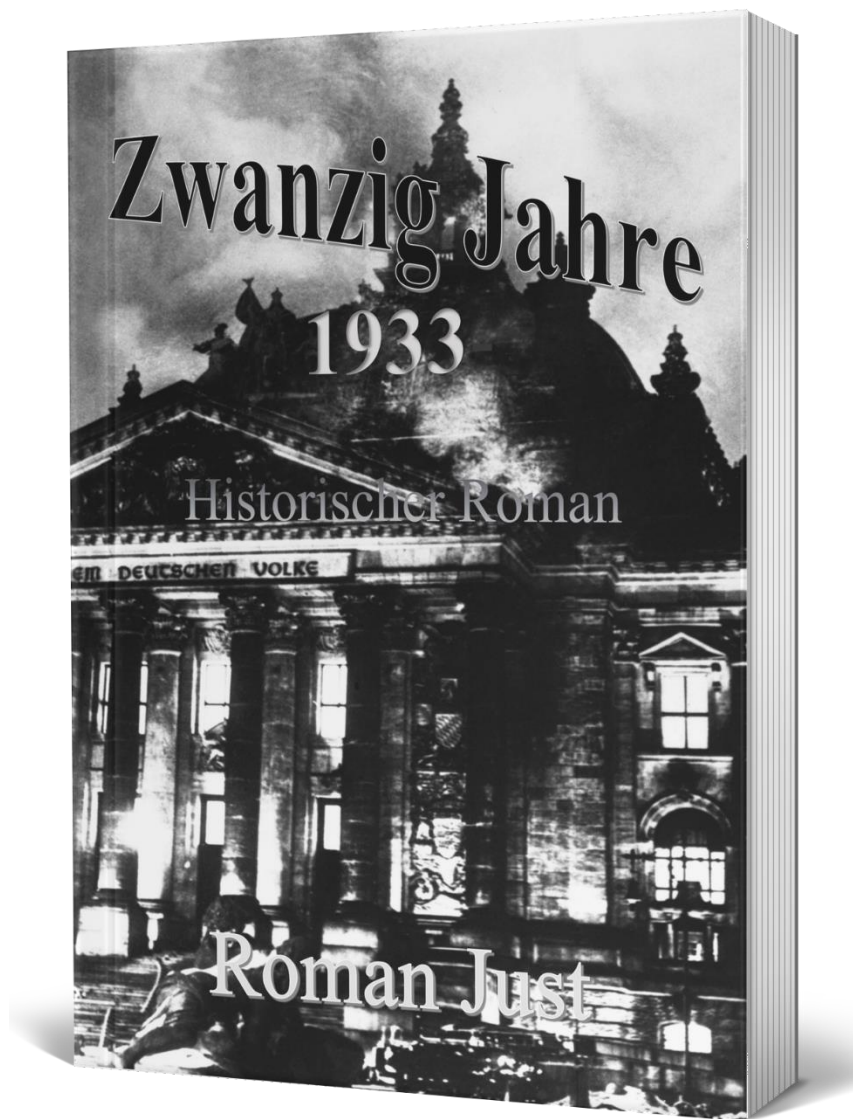
Hörbuch 19,99 €

Erhältlich erste Jahreshälfte 2025

***Nur auf <https://www.gelsenkrimi.de/pdf-manuskripte> erhältlich.

Inhalt: Februar 1933: Adolf Hitler ist an der Macht, damit beginnen gravierende Veränderungen im Leben der Familie "von Dannenburg", die in Pommern nahe Greifswald lebt und ein Pferdegestüt betreibt. Otto von Dannenburg, der Patriarch der Familie sieht mit Unbehagen in die Zukunft, vor allem, da sein Bruder, Walter, überzeugter Anhänger der NSDAP ist. Große Sorgen macht sich Otto insbesondere um seinen Sohn, Peter, den er nicht an die Nationalisten verlieren will, der zudem der einzige Nachkomme der "von Dannenburgs" ist. Aber auch um seine engsten Freunde ist er besorgt, denn einige von ihnen sind jüdischen Glaubens. Es dauert nicht lange, schon werden Ottos Befürchtungen wahr, was an seinem Umfeld nicht spurlos vorbeigeht und für seine Familie mit dramatischen Ereignissen verbunden ist.





Leseprobe Zwanzig Jahre- 1933

Einleitung

Die Männer waren weg! Inzwischen verstand niemand, warum es so war. Der Euphorie in den ersten Kriegstagen folgte eine Ernüchterung, die den Jubel in Tränen verwandelt hatte. Ehemänner, Söhne, Brüder und Freunde kämpften für ihr Vaterland, kamen einem Gelübde nach, von dem inzwischen ein fauler Geruch ausging. Auf Bauernhöfen blieben die Felder unbestellt, in den Fabriken mussten Frauen für weniger Lohn das Doppelte leisten, damit nicht der Mensch, sondern der Krieg Nahrung bekam. Diese Gedanken gingen Otto von Dannenburg beim Anblick seines Grundstücks durch den Kopf. Einst hatte er gedacht, nie wieder würde es so kommen, noch war es nicht der Fall, aber der Satan war bereits dabei, die Pforten zu seiner Hölle zu öffnen. Otto stand auf dem höchsten Punkt seines Anwesens, der ihn auf das Flüsschen Ryck hinabblicken ließ. So weit das Auge reichte, vereinigte sich das überwiegend ebene Land in jeder Richtung mit dem Horizont. Dort, wo in seinem Rücken Himmel und Erde miteinander verschmolzen, lag Greifswald und sein Gestüt. In der Richtung, die sich vor ihm auftat, lag die Ostsee, dahinter eine Kälte, die niemand spüren wollte, die dennoch über das Land hereinzog. Keine Menschenseele schien noch bei Verstand zu sein, ähnlich, fast genauso, hatte es unter der Bevölkerung in den ersten Monaten 1914 begonnen. Damals reichte in Sarajewo

ein Schuss, um einen globalen Krieg auszulösen, vor dem es nirgendwo ein Entrinnen gab. Wieviel Patronen würden diesmal genügen, um ein Inferno zu entfachen?

Otto von Dannenburg wurde wegen den düsteren Prognosen, die er von sich gab, im Familien- und Freundeskreis belächelt. Seine Prophezeiung, der neue Reichskanzler würde das "Deutsche Reich" in den Abgrund führen, hielten seine engsten Freunde, vor allem jedoch sein Bruder, Walter, für Humbug. Der Pferde- und Gestütbesitzer ließ sich trotz oder aufgrund der vernommenen Gegenargumente nicht vom Gegenteil überzeugen. Das von ihm vorhergesagte Ende der "Weimarer Republik" war eingetreten, ebenso die seinerseits befürchtete Ernennung "Adolf Hitlers" zum Reichskanzler. Es waren diese Ereignisse, die ihn dazu veranlasst hatten, einen Spaziergang zu unternehmen. Er wollte allein sein, über die Zukunft nachdenken. Die Triebfeder seiner Überlegungen war seine Familie. Wie konnte er sie vor dem Übel schützen, welches auf sie zukam. Auf dem Hügel stehend, sein stattliches, mühsam errichtetes Anwesen betrachtend, fiel es Otto zunächst schwer nach vorne zu blicken, stattdessen holten ihn längst vergangene Tage ein. Bei ihnen handelte es sich um eine Epoche, die schlimmer und grausamer nicht sein konnte. Es deutete sich an, dass diese schreckliche Zeit eine Wiederauferstehung erleben würde, nicht heute oder morgen, aber bald. Die Erinnerung an damals, die Gegenwart, der verdrängte Blick nach vorne, in eine ungewisse Zukunft, es waren diese Gedanken, die den Pferde- und Gestütbesitzer zurückblicken ließen. Das Damals beinhaltete zudem ein Wunder, dem Otto sein Leben zu verdanken hatte.

Nur deshalb war es ihm möglich auf der höchsten Erhebung seines Anwesens stehen zu können.

Ω

1918

Frauen mussten schuften, sie taten es, nicht wegen dem Eid und aus Patriotismus, sondern aus Liebe, nicht zum Vaterland, sondern zum Vater ihrer Kinder. Einst war der Wunsch vorhanden gewesen, wenn nicht ein glückliches, dann zumindest ein zufriedenes Leben führen zu können. Inzwischen war das eine mit dem anderen nicht mehr vergleichbar. Der Liebste lag irgendwo in einem Drecksloch an der Front, seine Kinder und Gattin wussten nicht, wie das tägliche Leben gestaltet werden sollte. Hunger hielt Einzug. Verdienstmöglichkeiten gab es kaum, aber wie immer: Jene, die den Ernährer einer Familie durch ein Schriftstück dazu zwangen, die Liebsten zu verlassen, ihn aufforderten, auf wildfremde Leute zu schießen, die lebten sorgenlos in Saus und Braus. Sie tranken Champagner aus glitzernden Gläsern, bewunderten Darsteller auf Revuebühnen, die einen Charakter darstellten, mit dem sie sich identifizieren konnten. Die Welt war eine Theaterbühne, ein wandernder Zirkus, ohne Clowns. Statt Gelächter gab es Tränen, was als Spaß erschien, wurde bitterer Ernst.

Während da und dort mit Sekt angestoßen und Kaviar gegessen wurde, brachen die Sklaven an der Front wie lästige Insekten zusammen. Getroffen von einer Kugel, zerfetzt von einer Granate, durchstochen von einem Bajonett, elendig erstickt wegen dem Einsatz von giftigen Chemikalien. Ganz oben und weit weg vom Kriegsgeschehen wurde weiter gefeiert, bis zum Ende, bis zum Schluss, bis zur Niederlage und Kapitulation.

Vorher waren Feste gefeiert worden, auf den Sieg, auf die tapferen Toten. Untergebenen zu befehlen, sich an einen Kampfort begeben zu müssen, war einfach. Sich selbst dorthin zu begeben, dazu hatten die wenigsten Kriegstreiber den Mut. Ausnahmen hatten die Regel ab und zu bestätigt, doch eines immer erwiesen: Kaum begab sich eine Obrigkeit zum Schlachtfeld, verlor sie jeglichen Glauben an Ehre, Gloria und Ruhm. Aus dieser Geschichte hätte man Schlüsse ziehen können, aber der Mensch war unfähig zu lernen.

Otto von Dannenburg lag in einem der Schützengräben, wurde vom Tod umgeben, ebenso von Angst und Mut. So wie er kämpften die Männer um ihn herum nicht mehr für das Vaterland, sondern nur noch ums nackte Überleben. Erst vor wenigen Minuten war ein neben ihm liegender Metzger aus einem Dorf bei Fulda durchgedreht, bat ihn um einen Gefallen, bevor er sich dazu entschlossen hatte, dem Gemetzel zu entfliehen. Ruckartig sprang er aus dem Schützengraben, lief mit dem auf seinem Sturmgewehr aufgepflanzten Bajonett dem Feind entgegen. Ihn zurückhalten konnte niemand, zu entschlossen und zu schnell war er vorgegangen. Als er die erste Stacheldrahtbarriere überwunden hatte, begannen ihn die Männer aus der eigenen Kompanie anzu feuern, verstummten schlagartig, nachdem er vor der zweiten Barriere aus Holzpfeilern und Stacheldraht von einer Gewehrsalve durchsiebt wurde. Sein vielleicht schon lebloser Körper fiel auf eine Mine, zerfetzte ihn vollends. Mit Tränen in den Augen wandte sich Otto von dem Szenario ab, sah auf den Gegenstand, der ihm kurz zuvor durch den kriegsmüden Metzger lächelnd zugesteckt worden war. Bei ihm han-

delte es sich um eine kleine Schatulle, in der sich ein Zettel mit einer Adresse, ein Ehering und ein zusammengeknüllter Brief befanden. Die Worte des Toten hallten in Ottos Ohren nach, während ihre Stellung zum wiederholten mal von Kanonen und Mörsern unter Beschuss geriet. »Bring die Sachen bitte meiner Frau, sag ihr, es tut mir leid, aber ich kann und will nicht mehr«, hatte der Metzger von sich gegeben, gleich danach schwang er sich aus dem Graben und rannte in sein Verderben. Zur gleichen Stunde unterzeichnete eine Waffenstillstandskommission in der Nähe von Compiègne, nördlich von Paris gelegen, einen Waffenstillstand. Otto von Danenburg konnte zu dieser Stunde nicht ahnen, dass die Bitte des Metzgers sein Dasein und das Leben seiner Familie komplett verändern würde.

Plötzlich war alles vorbei. Der Bomben- und Granatenhagel endete, eine seltsame Ruhe entstand, bis auf einmal in den Schützengräben des Feindes Jubel ausbrach. Am frühen Nachmittag des 11. Novembers 1918 war der Erste Weltkrieg endlich auch an der Front zu Ende. Der unter der Leitung von Matthias Erzberger geschlossene Waffenstillstand kam einer Kapitulation des "Deutschen Reiches" gleich, doch das war den Männern an den Kriegsschauplätzen egal, es zählte das Überleben, der Frieden, es überwog die Sehnsucht nach Heim, Familie, Frau und Kind.

Ω

Für Otto von Dannenburg hielt das Kriegsende ein Drama bereit, auf welches er gern verzichtet hätte, durch das er jedoch den Status erreichen konnte, den er in der Gegenwart besaß. Erst einen Monat nach dem Waffenstillstand konnte er das Militär verlassen und in sein Privatleben zurückkehren. Praktisch ohne nichts machte er sich auf den Weg in die Nähe von Fulda, um der Witwe des Metzgers den Nachlass ihres Mannes zu übergeben. Er erreichte den Ort einige Tage vor Weihnachten, hatte viele Kilometer mit dem Zug und zu Fuß zurückgelegt. Während der Reise war ihm der chaotische Zustand in der Heimat nicht entgangen, trotz der miserablen Versorgungslage schien die Enttäuschung über den Kriegsverlauf zu überwiegen. Besonders laut ereiferten sich solche Leute, die niemals eine Nacht in einem Schützengraben verbracht hatten.

Er kam in Neuhof mitten in der Nacht an. Die Fenster waren dunkel, die Straße menschenleer, außerdem war es bitterkalt. Orientierungslos schlenderte Otto dahin, hoffte, eine Scheune zu finden, in der er übernachten könnte. Er hatte fast den Ortsausgang erreicht, ließ eine Kurve hinter sich, bemerkte im letzten Haus einen Lichtschein. Die Freude und Erleichterung über seine Entdeckung verwandelten sich im Nu in Entsetzen. Im Erdgeschoß des Gebäudes brannte es. Flammen schossen bereits durch die Fensterrahmen, dichter Rauch quoll aus den Ritzen. Otto wusste, dass er schnell handeln musste. Er rannte zur Haustür, klopfte heftig, rief dabei laut, um die Bewohner zu warnen. Doch niemand antwortete. Stattdessen gingen in seinem Rücken in einigen Fenstern Lichter an.

Otto zögerte nicht länger und trat die Tür ein. Im Inneren schlug ihm eine Welle heißen Rauchs wie ein Saharawind entgegen, er musste sich ducken, um weiter atmen zu können. »Hallo? Ist hier jemand?« rief er, während er sich durch den dichten Qualm tastete. Aus einem der hinteren Räume hörte er schwache Rufe. Ohne zu zögern, folgte er den Geräuschen und fand schließlich eine ältere Frau, die auf dem Boden lag, röchelnd und verzweifelt nach Luft schnappte. Er nahm sie in seine Arme und schleppte sie zur Tür. Draußen angekommen, lehnte er sie sanft an die Haustür gegenüber, eilte zurück, um sicherzugehen, dass niemand sonst in Gefahr war. Nachdem er die restlichen Räume in der oberen Etage durchsucht und keine weiteren Personen gefunden hatte, wollte er sich zurück zu der Frau begeben, doch die Holzterrasse nach unten brannte inzwischen lichterloh.

Der Rauch stieg in dichten Schwaden auf und erschwerte ihm das Atmen. Panik drohte ihn zu überwältigen, doch er zwang sich zur Ruhe. Es musste einen anderen Weg nach unten geben. Schnell durchlief er in Gedanken die vorher durchgesehenen Zimmer, erinnerte sich an einen Raum, der eine zusätzliche Tür besaß. Kurz danach stand er auf einem Balkon, der ihm vorher nicht aufgefallen war, obwohl er sich über dem Vordach der Haustür befand. Gegenüber kümmerten sich mittlerweile Nachbarn um die gerettete Frau, die ihm ihr Leben zu verdanken hatte. Otto nahm all seinen Mut zusammen, kroch über die Brüstung, spürte die Hitze der Flammen unterhalb seines Standorts intensiver. Er stieß sich ab, landete auf den knirschenden Ziegeln des Vordachs. Kaum aufgekommen, hatte er vor, das Dach als Trampolin

zu benutzen, um aus einer geringeren Höhe auf die Straße zu springen. Aber anstatt sich erneut abstoßen zu können, brach das Dach unter der Wucht seiner Landung zusammen. Während sich der Vorbau nach vorne neigte, bahnte sich eine Tragödie an: Otto drohte aufgrund des einstürzenden Vordachs durch ein Fenster in die Flammenhölle zu fallen. Ein instinktiver Reflex verhinderte es, indem es ihm trotz unkontrollierter Rückenlage gelang, die Hauswand zu berühren. Der kurzzeitige Kontakt reichte aus, um ihn mit Körper und Hinterkopf hart auf dem Steinpflaster des Gehsteigs aufprallen zu lassen.

Halb benommen spürte er nach ihm greifende Hände, wie er aus der Gefahrenzone geschleift wurde. Zurück blieb eine dicke Beule, dazu kamen einige blaue Flecken und ein paar Schürfwunden, aber keine bleibenden Schäden. Am nächsten Morgen wurde Otto wie ein Held gefeiert, nachdem er mit der Witwe des Metzgers gesprochen hatte, mit einer unerwarteten Belohnung verabschiedet. Obwohl die Ortschaft selbst unter Engpässen litt, erhielt er vom Sohn der geretteten Frau zwei Pferde geschenkt, eine braune Stute und einen pechschwarzen Hengst. Nie zuvor war Otto auf einem Pferd gesessen, doch abwechselnd ritt er auf den Tieren bis nach Hause. Die Schwielen an seinem Hintern ließen sich leichter ertragen als die Blasen an den Füßen, die er sich ansonsten zugezogen hätte. Von Neuhof in Hessen bis vor die Tore Greifswalds in Pommern war es eine lange und beschwerliche Reise. Die Landschaft zog in vielfältigen Farben und Formen an ihm vorbei, von dichten Wäldern über weite Felder bis hin zu sanften Hügeln. Unterwegs begegnete er freund-

lichen Bauern, die ihm Brot und Wasser gaben, auch für die Tiere etwas fressbares übrig hatten. Sein Ritt dauerte Tage, schien nicht enden zu wollen, enthielt zahlreiche Begegnungen mit Trauernden und Hungernden.

Als er schließlich die Außenbezirke Greifswalds erreichte, es nicht mehr weit zum Hof seiner Eltern war, hatte Otto von Dannenburg einen Plan geschmiedet. Mit den geschenkten Pferden hatte er vor, ein Gestüt aufzubauen, nicht nur irgendeines, sondern ein weltbekanntes. Er träumte davon, edle Rassen zu züchten und den Kindern in der Umgebung Reitstunden anzubieten. Die Vorstellung von der Teilnahme an Reitturnieren und Pferderennen erfüllte ihn mit Glück. Der Gedanke, dass der Familienhof ein Treffpunkt für Pferdeliebhaber aus der ganzen Welt werden könnte, weckte seinen Ehrgeiz zusätzlich. Doch bevor er seine Pläne in die Tat umsetzen konnte, musste er seine Eltern von der Idee überzeugen. Noch wusste Otto nicht, was ihn erwartete, welche Änderungen sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatten. Zwei Jahre war er nicht zu Hause gewesen.

Die Wintersonne begann gerade unterzugehen, als er die vertrauten Eichen am Wegrand erblickte. Ein warmes Gefühl der Heimkehr durchströmte ihn, er spürte, dass dies der Beginn eines neuen Kapitels im Leben seiner Familie sein würde. Am 30. Dezember 1918 wurde Otto von Dannenburg übergücklich von seiner Familie empfangen, aber die Freudentränen beinhalteten auch schmerzvolle Gewissheiten.

Ω

1919 – 1932

Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs war das Gehöft der von Dannenburgs ein landwirtschaftlicher Betrieb gewesen, auf dem Obst, Getreide und Gemüse angebaut wurden. Eier von einigen Dutzend Hühnern und frische Milch von zehn Kühen vervollständigten das Angebot, welches die Familie seit Generationen auf den Märkten in den umliegenden Ortschaften veräußerte. Mit Entgegenkommen in schweren Zeiten hatten sich die von Dannenburg im weiten Umland eine große Beliebtheit erarbeitet, insbesondere während des Ersten Weltkriegs und zu Zeiten der Weltwirtschaftskrise.

Hermine von Dannenburg, die Mutter von Otto, war keine Frau vom Land und dementsprechend schwer fiel ihr die Arbeit auf dem Hof. Sie war 1868 in Stettin geboren worden und das Leben warf ihr ständig Steine in den Weg. Bereits in jungen Jahren verlor sie ihre Mutter und war somit der Willkür ihres Vaters ausgesetzt. Mit siebzehn lernte sie ihren künftigen Mann Hermann kennen. Niemand hätte in späteren Jahren geglaubt, dass diese Begegnung durch keine Liebe auf den ersten Blick entstanden war. Kurz vor ihrer Vermählung im Jahr 1889 verstarb der Vater von Hermine. Trotz der Leidenszeit, unter den strengen väterlichen Fittichen trauerte sie sehr um ihren letzten Angehörigen. Der Verlust äußerte sich einige Monate danach, denn Hermine erlitt eine Fehlgeburt. Dementsprechend besorgt und unruhig wurde sie, als sich mit Otto erneut Nachwuchs ankündigte. Doch diesmal ging alles gut.

Otto war zu jung, erst zwei Jahre alt, als seine Schwester starb. Mit sechs Monaten hörte sie plötzlich zu atmen auf und regte sich nicht mehr. Mit dem Daumen im Mund war sie für immer eingeschlafen, niemand wusste, weshalb. Nach diesem traumatischen Vorfall begann das Leben auf Hermine scheinbar Rücksicht zu nehmen. 1896, fünf Jahre nach Ottos Geburt, gebar sie Walter. Alles lief nach Plan, alles war in Ordnung. Doch dann, nach einigen unbeschwerteren Jahren, es war der 28. Juni 1914, wurden der Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger Österreichs-Ungarns, und seine Gemahlin Sophie, Herzogin von Hohenbogen, in Sarajevo bei einem Attentat ermordet. Hermann von Dannenburg prophezeite seiner Frau wegen der Tat einen weltweiten Flächenbrand, von dem auch sie nicht verschont bleiben würden, so geschah es auch. Obwohl bereits neunundvierzig Jahre alt, wurde Hermann von Dannenburg bereits bei der ersten Mobilmachung am 2. August 1914 eingezogen. Auf seine Erfahrungen als Offizier des Heeres im deutschen Kaiserreich konnte die Armeeführung nicht verzichten und er wurde einem Gardekorps unter der Führung von General von Plettenberg zugeteilt. Mit der Abreise ihres Gatten begann für Hermine ein anderes Leben, sowohl auf dem Anwesen als auch in ihrer Seele. Zwar hatte sie einen Verwalter und den inzwischen dreiundzwanzigjährigen Otto an ihrer Seite, doch mit den ersten eingehenden Berichten über Kampfhandlungen wurde ihr bewusst, dass der Krieg auch vor ihrem Sohn und dem treuen Angestellten keinen Halt machen würde. Die Nächte wurden irrsinnig lang, die Ängste um den Gemahl waren unerträglich. Hermine ver-

suchte ihre Sorgen vor ihren Söhnen zu verstecken, vor allem vor dem achtzehnjährigen Walter, dem sie eine schöne und sorglose Kindheit bereiten wollte, doch in den Morgenstunden des 21. August 1914 brach sie in der Küche plötzlich zusammen. Der Hausarzt diagnostizierte einen Schlaganfall, war auch am nächsten Tag zugegen, als eine Abordnung von zwei Offizieren Hermine die Todesnachricht von Hermann überbrachte. Sie hatte damals Glück im Unglück gehabt, erholte sich schnell und Nachwirkungen blieben ihr glücklicherweise erspart. Was blieb, waren die Trauer um den Mann und der Krieg, was kam, waren andere Sorgen und neue Ängste. Bereits im Oktober wurde der Verwalter des Hofes eingezogen und im Dezember gab es trotz aller Einwände und Gesuche wegen der Fortführung des landwirtschaftlichen Betriebes kein Entrinnen vor der Pflicht für das Vaterland für ihren älteren Sohn.

Otto von Dannenburg hatte kurz zuvor geheiratet, er war wie einst auch heute noch in Hildegard verliebt, aber ihre Beziehung war damals frisch, unerprobt und unbelastet. Die Einberufung drohte alles zu vernichten und an ein schnelles Ende des Krieges, glaubten nur noch die größten Optimisten. Sehr wenig Erfolge hatte das deutsche Heer nach schweren Kämpfen vorzuweisen, für nichts zu viele Opfer zu beklagen. Die Zuversicht über einen erfolgreichen Kriegsverlauf war nach wie vor allorts zu spüren, aber fast überall herrschte Einigkeit darüber, dass der Krieg binnen weniger Monate unmöglich zu gewinnen war. Für Otto begann ein anderer Kampf. Er durchlebte einen Gefühlskrieg, der ihn vehement rund um die Uhr belastete.

Der Hof, die Mutter, der Bruder, Hildegard, die Angestellten und Tagelöhner sowie die Verantwortung für alles und jeden standen auf der einen Seite. Ihnen gegenüber hatten sich die Vaterlandsliebe, der Patriotismus und das Pflichtgefühl aufgestellt. Dazwischen hatten das Verlangen nach Frieden und die Wut über den Tod des Vaters Platz genommen. Hin- und hergerissen, der Ratlosigkeit deutlich näher als einem Entschluss, wurde Otto von Hildegard aus seiner Verzweiflung erlöst. Nicht er ihr, sondern sie, machte ihm einen Heiratsantrag. Noch bevor er sich auf den Weg zur Grundausbildung begab, waren sie ein Ehepaar. In irgendeiner Dezembernacht vor seiner Abreise wurde Peter gezeugt und er war ihr einziges Kind geblieben. Wenn Otto daran dachte, bekam er stets feuchte Augen. Als er Hildegard, seine Mutter und seinen Bruder und das Anwesen verließ, wusste niemand in der Familie, dass sich seine Frau bereits in anderen Umständen befand. Außerdem war es nicht absehbar, dass er seine Heimat und seine Angehörigen bis zum Kriegsende nur noch einmal wiedersehen sollte. Otto war ein feinfühligere Mensch, deswegen jedoch nicht zart besaitet. Er hatte im Krieg schreckliche Dinge gesehen und erlebt, doch er kam seelisch damit klar. Es war eben Krieg gewesen und er war nicht naiv in die Schlacht gezogen, sondern ahnte, was ihm bevorstehen könnte. Seine bösen Erwartungen wurden in furchtbarer Weise übertroffen, aber sie hatten nicht die Kraft, ihn als Mensch, Mann und Vater zu zerbrechen. Die Erlebnisse im Krieg hatten ihn reifer werden lassen und zugleich sensibilisiert. War er davor ein gefühlsbetonter Mann, hatten ihn die Schlachtfelder und Stellungskämpfe härter, robuster

und klüger werden lassen, ohne dass sein sanftes Gemüt darunter litt. Es war in gewisser Weise unübersehbar, dass die Gefechte nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren. Das Haar war grau geworden, in manchen Momenten wurden die Augen trüber als die Stimmung und der Schlaf wurde oft von Menschen begleitet, die längst nicht mehr am Leben waren. Viele von ihnen lagen immer noch dort, wo sie getötet wurden, und kein Mensch wusste, was mit ihren Gebeinen geschehen war. Mit den Jahren hatte der Pferdezüchter einige Kilogramm zugelegt, aber Hildegard liebte seinen kleinen Bauch und das geringe Übergewicht stand Otto gut. Er war 1,88 Meter groß, wog 107 Kilo und besaß ein Wesen, das einem verständnisvollen und liebenswerten Großvater hätte gehören können. Es waren jedoch nicht allein die Torturen des Krieges, die Otto geprägt hatten. Die Feststellung, Vater geworden zu sein und die ersten drei Lebensjahre seines Sohnes nicht miterlebt zu haben, gehörte auch dazu. Ebenso die Erkenntnis, dass Peter am gleichen Tag und nur ein Jahr später geboren wurde, an dem Ottos Vater in Frankreich an der Front gefallen war. Hinzu kamen die Ereignisse, die sich in der Zwischenzeit ereignet hatten. Eines der schlimmsten war der Reitunfall seiner Mutter gewesen, die seitdem deswegen im Rollstuhl saß. Auch das warf sich Otto insgeheim häufig vor, denn ohne Pferde auf dem Anwesen wäre seiner Mutter das Unglück nie geschehen. Das Lieblingstier von Hermine hatte während eines Ausritts aus unerklärlichen Gründen gescheut und sie aus dem Sattel geworfen. Sie fiel mit dem Rücken auf einen entwurzelten Baumstamm und war von da an querschnittgelähmt. Nie hatte sie sich deswe-

gen bei Otto beklagt oder ihm eine Schuld zugewiesen, aber ihr Sohn, das wusste sie, litt unter dem Unglück und bedauerte ihren Zustand aufrichtig. Die Pferde, die Sanierung und die Umbaumaßnahmen des Anwesens, der Bau von Ställen und anderen Gebäuden waren erheblich daran beteiligt, weshalb Otto seinen jüngeren Bruder oft vernachlässigt hatte. Aus dem Hof war mit den Jahren ein prächtiges Gestüt geworden, das sogar über eine Rennbahn und einen Reitparkour verfügte. Ein kleiner Teil des Anwesens blieb der Landwirtschaft vorbehalten, überwiegend zur Selbstversorgung. Es war eine lange Periode, und bevor sich Otto versah, war aus dem kleinen Bruder ein erwachsener Mann geworden. In all den Wochen und Monaten wusste Otto wenig davon, wo und mit wem sich Walter herumtrieb. Das sah er inzwischen als einen großen Fehler seinerseits an.

Während er dafür gesorgt hatte, dass der Familienbesitz umgestaltet wurde, hatten andere dafür gesorgt, dass aus seinem Bruder ein nationalsozialistisch denkender Mensch geworden war. Otto von Dannenburg hatte die Veränderung an Walter zunächst nicht wahrgenommen, später keineswegs als besorgniserregend betrachtet. Mit dem Jahr 1930 begann sich das Verhältnis zu seinem Bruder dramatisch zu verschlechtern, erst schleppend, dann rasant. Seit geraumer Zeit stand ihre Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus wie eine unüberwindbare Mauer zwischen ihnen. Dazu trugen Leute bei, die in Otto einen Ansprechpartner in Bezug auf Walter sahen. Es verging keine Woche, in der nicht irgendwelche Nachbarn bei dem Gutsbesitzer vorsprachen. Meistens beschwerten sie sich über Walter und baten ihn da-

rum, ein gutes Wort für sie bei seinem Bruder einzulegen. Noch war es nicht oft geschehen, aber es häufte sich, dass Menschen auf dem Gut erschienen und Otto um Schutz vor seinem Bruder anflehten. Dem Pferdezüchter fiel es schwer zu glauben, dass Walter den letzten Rest an Anstand verloren hatte.

Seit dem Ersten Weltkrieg war viel geschehen, einige Ereignisse gingen spurlos vorbei, andere hinterließen brutale Konsequenzen. Die Welt hatte sich gewaltig verändert, und mit ihr die Menschen. Zerstörte Städte wurden wiederaufgebaut, während die Erinnerungen an die Vergangenheit in den Schatten der neuen Gebäude weiterlebten. Technik und Wissenschaft machten gewaltige Fortschritte, die das tägliche Leben erleichterten, aber auch neue Herausforderungen mit sich brachten. Die Gesellschaft suchte nach Stabilität und Frieden, doch die durch den Krieg verursachten Narben blieben Familien, die ihre Lieben verloren hatten, trugen den Schmerz in ihren Herzen, die Veteranen kämpften mit den unsichtbaren Wunden der sinnlosen Schlachten. Kulturen und Nationen mussten lernen, miteinander zu koexistieren und Vertrauen neu zu definieren. Entgegen den Widrigkeiten keimte bald neue Hoffnung. Menschen begannen, sich wieder zu verbinden, neue Freundschaften zu schließen und Gemeinschaften aufzubauen. Kunst, Musik und Literatur erlebten eine Renaissance, die Kreativität der Menschheit begann zu blühen und fand Wege, den Schmerz in Schönheit zu verwandeln. Im Gegensatz zu anderen Höfen und Unternehmen hatten die von Dannenburgs und ihr Gestüt die Weltwirtschaftskrise einigermaßen heil überstanden.

Die Pferdezucht florierte weiterhin, wenn auch deutlich bescheidener, das Anwesen blieb für seine Nachbarn ein Ort der Hilfsbereitschaft. Die prächtigen Ställe, umgeben von saftig grünen Weiden, waren stets gut gepflegt, die eleganten Pferde galoppierten frei unter dem weiten Himmel Pommerns. Otto führte das Gestüt mit einer Mischung aus harter Arbeit und tiefer Leidenschaft für die Pferde. Seine Frau, Hildegard, war nicht weniger beeindruckend. Mit ihrer sanften Art und ihrem scharfen Verstand unterstützte sie ihn in allen Belangen des täglichen Betriebs. Das Leben auf dem Gestüt war nicht ohne Herausforderungen, doch die Familie von Dannenburg meisterte sie mit einer Mischung aus Zusammenhalt, Hingabe und Entschlossenheit. Ihr Tun war von einer Beständigkeit und Geduld geprägt, dass als bewundernswert bezeichnet werden konnte. Es geschah in einer Welt, die sich ständig veränderte, wie so oft, nicht zu ihrem Vorteil.

Für Otto von Dannenburg stand fest, dass sich sein Land auf einen Abgrund zubewegte, der nicht tiefer sein konnte. Zum Jahreswechsel 1932/1933 schien die Welt trotz allen Misereen einigermaßen in Ordnung, doch für den Gutsbesitzer war es ein Schein, der trog und blendete. Schlummernd, aber immer lauter schnarchend, begann sich ein Fanatismus aufzubauen, der die Macht besaß, die Menschen zu manipulieren. Bei manchen Charakteren war eine Täuschung gar nicht notwendig, die sich anbahnende neue Ordnung im Deutschen Reich sollte es ihnen bald ermöglichen, ihre Abartigkeit im vollen Umfang ausleben zu dürfen. Zu ihnen gehörte Ottos Bruder, Walter von Dannenburg.

Während den nachdenklichen Stunden auf dem Hügel erinnerte sich der Gutsbesitzer hin und wieder an Auszüge seines Werdegangs, an Ereignisse, die sein Leben und das seiner Familie entscheidend geprägt hatten. Vorrangig betraf es die Fertigstellung des Gestüts im Jahr 1922. Er erinnerte sich an die harten, aber erfüllenden Tage der Bauarbeiten, als er zusammen mit seinen Arbeitern Hand in Hand arbeitete, um diesen Traum zu verwirklichen. Der Duft von frischem Holz und das ständige Hämmern und Sägen lagen ihm immer noch im Ohr. Auch die ersten Pferde, die auf den saftigen Weiden grasten, und das freudige Wiehern, das durch die Luft hallte, blieben unvergesslich. Doch auch schwere Momente kamen ihm in den Sinn. Er dachte auch an die schwierigen Zeiten, als Wirtschaftskrisen und Naturkatastrophen ihre Spuren hinterließen. Wie oft hatte er gezweifelt, ob er es schaffen würde, das Erbe seiner Vorfahren in einem anderen Metier zu bewahren und weiterzuführen. Aber mit unermüdlichem Einsatz und dem unerschütterlichen Glauben an seine Vision gelang es ihm, das Gestüt über Wasser zu halten, es zu einem der angesehensten im Deutschen Reich zu machen. Auch Erinnerungen an diverse Familienfeste, ließen sein Herz warm werden. Lachen, Musik und fröhliche Gesichter, das waren die Momente, die ihm in harten Zeiten die Kraft gaben, niemals aufzugeben.

Zu den Höhepunkten der Vergangenheit zählte die Teilnahme an dem erstmals in Aachen durchgeführten Pferdereitturnier Chio. 1924 hatte er einen Reiter angemeldet. Dieser mutige Schritt war der Beginn einer langen Tradition, die das Turnier zu einem der renommiertesten seiner Art welt-

weit machte. Die Zuschauer, fasziniert von der Eleganz und Geschicklichkeit der Reiter und ihrer Pferde, strömten in Scharen herbei, um das Spektakel zu erleben. Jahr für Jahr wuchs die Veranstaltung und zog Teilnehmer aus aller Welt an, die sich im sportlichen Wettkampf messen wollten. Die Atmosphäre war stets elektrisierend, erfüllt von der Spannung der Wettbewerbe und der Begeisterung des Publikums. Die Reiter, in ihren prächtigen Uniformen, präsentierten nicht nur ihr Können, sondern auch die tiefe Verbindung zwischen Mensch und Tier. Es war ein Fest der Harmonie, der Anmut und der sportlichen Höchstleistungen. Nicht nur die sportlichen Aspekte machten das Turnier so besonders. Es war auch ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem sich die Elite traf, Freundschaften geschlossen und Geschichten ausgetauscht wurden.

Im Jahr darauf hatte Otto von Dannenburg bei dieser Veranstaltung einen seiner besten Freunde kennengelernt. John James McKenzie war Amerikaner, besaß eine Ranch in Massachusetts, von ihm bekam er wertvolle Tipps, die Otto dazu verhalfen, sein Gestüt zu einem der gefragtesten in Europa zu machen. Die Freundschaft zwischen Otto von Dannenburg und John wuchs über die Jahre hinweg. Sie tauschten nicht nur berufliche Ratschläge aus, sondern auch persönliche Geschichten und gemeinsame Träume. Die Verbindung zwischen den beiden Männern war so stark, dass sie sich regelmäßig besuchten, trotz der großen Entfernung zwischen Europa und Amerika. Otto schätzte Johns pragmatische Sichtweise und seine Fähigkeit, innovative Ideen in die Tat umzusetzen. John hingegen bewunderte Ottos Leidenschaft

und sein unermüdliches Streben nach Perfektion. Gemeinsam entwickelten sie neue Trainingsmethoden und optimierten die Zuchtprogramme ihrer Pferde, was ihnen nicht nur beruflichen Erfolg, sondern auch persönliche Erfüllung brachte. Endgültig wurde das Freundschaftsband 1926 besiegelt. Auf Einladung Johns waren Otto und Hildegard zur Weltausstellung nach Philadelphia gereist. Während ihres Aufenthalts erkundeten sie die beeindruckenden Pavillons und Ausstellungen, die die neuesten Errungenschaften in Wissenschaft, Kunst und Technik präsentierten. Die Vielfalt und Innovationen, die sie dort erlebten, hinterließen einen bleibenden Eindruck. Sie stärkten ihre Überzeugung, dass internationaler Austausch und Zusammenarbeit von unschätzbarem Wert war.

Eines Abends, während sie in einem gemütlichen Café am Rittenhouse Square saßen, erzählten sie von ihren Visionen und Hoffnungen für die Zukunft. Otto sprach begeistert über seine Pläne, eine Gemeinschaft zu gründen, die auf gegenseitigem Respekt und Zusammenarbeit basieren sollte. Hildegard teilte ihre Träume von einer Welt, in der kulturelle Unterschiede, der Glaube und die Herkunft nichts zu suchen hatten, stattdessen sah sie darin eine Quelle für Inspirationen. Otto hatte die Worte seines Freundes, der seiner Frau aufmerksam zugehört hatte, bis in die Gegenwart nicht vergessen. »Es ist genau diese Art von Denken, die unsere Welt verändern kann. Lasst uns daran arbeiten, dass diese Vision Wirklichkeit wird«, sprach John damals lächelnd aus. Die gemeinsamen Träume schienen gegenwärtig ferner, geradezu unerreichbarer denn je zu sein.

Januar

Der Jahreswechsel war auf dem Gut der von Danenburgs im kleinen Kreis gefeiert worden. Der Hausherr und seine Frau, Oma Hermine und ihr Enkel, Peter, waren die Gastgeber der geladenen Freunde. Zur Erleichterung Ottos hatte sein Bruder dem Zusammensein im engsten Familien- und Freundeskreis eine Einladung aus Berlin vorgezogen. Ihre letzte Begegnung lag einige Tage zurück, endete wegen unterschiedlicher Ansichten in einem Streit. Der Silvester wäre zwar ein geeigneter Tag gewesen um sich zu versöhnen, doch der Graben zwischen den Geschwistern wurde bei jedem Treffen nicht nur tiefer, sondern auch immer breiter.

Walters Abwesenheit garantierte einen reibungslosen und harmonischen Ablauf der Silvesternacht, was auch an der Gästeliste lag. Zugegen waren die Familien Rothenbaum mit ihrem längst volljährigen und verheirateten Nachwuchs, sowohl Sohn als auch Tochter hatten ihre Lebensgefährten und Kinder mitgebracht. Hinzu kam Familie Speck, letztere allerdings ohne ihre in der Welt verstreuten Nachkommen. Mit dem Ehepaar Speck hätte Walter keine Probleme gehabt, sie gehörten zu den Leuten, die noch seine bereits verstorbenen Großeltern gekannt hatten, befanden sich im entsprechenden Alter. Anders sah es bei den Rothenbaums aus, obwohl auch sie seit Jahrzehnten zu den engsten Freunden seiner Familie zählten. Mit ihren Kindern war Walter mehr oder weniger aufgewachsen. Während der Zeiten im Sandkasten, in der Schule, in ihrer gesamten Kindheit und Jugend, waren

die Drei nahezu unzertrennlich. Sie spielten und lernten zusammen, ritten gemeinsam aus, sogar gemeinsame Familienausflüge an die Ostsee fanden statt. Sarah Rothenbaum, die Tochter der Eheleute, inzwischen selbst Mutter von zwei Kindern, war ein Jahr älter als Walter und ihr Bruder. Es gab Tage, in denen sie von Ottos Bruder angehimmelt wurde, davon konnte mittlerweile keine Rede sein. Die Rothenbaums waren Juden, die im Deutschen Reich immer häufiger angefeindet wurden. Schuld daran war der Aufstieg des Nationalsozialismus und Walter von Dannenburg war ein aufstrebendes Mitglied der NSDAP. Darunter litt die Freundschaft zwischen ihm und den Rothenbaums, im Grunde existierte sie nicht mehr.

Bei ihrem letzten Aufeinandertreffen wurde Otto von Dannenburg von Walter über dessen Parteizugehörigkeit aufgeklärt. Deswegen kam es auch zu einem Streit, der beinahe eskaliert wäre. Otto war kurz davor, seinem fünf Jahre jüngeren Bruder eine Tracht Prügel zu verabreichen. Allemal wäre er ihm Herr geworden, denn eines war im Laufe der vergangenen Jahre ersichtlich geworden: Walter besaß ein beleidigendes, zudem ein frech und scharf provozierendes großes Mundwerk, mehr aber auch nicht. In einem Schützengraben wäre er der Erste gewesen, der sich in die Hose gemacht hätte. Der Gutsbesitzer hatte schon vor Monaten registriert, dass Walters frühere Sympathie gegenüber der Familie Rothenbaum merklich abgeflaut war, sich zunehmend zu einer unerträglichen und nicht nachvollziehbaren Abneigung zu entwickeln begann. Besorgniserregend dabei blieb, dass Walters Antipathie in einen Hass umschlug, der andere

Menschen ganz offensichtlich anstecken konnte. Am Silvesterabend verzichtete Otto darauf, auf dieses Thema einzugehen. Er wollte die Harmonie des Beisammenseins nicht untergraben, auch kein Wort über seinen Bruder verlieren oder hören. Das er über den im Deutschen Reich aufkommenden Judenhass irgendwann mit seinem Freund Gottlieb Rothenbaum würde reden müssen, ließ sich nicht vermeiden. Trotz aller Skepsis, es wurde ein harmonischer und lustiger Silvester, aber es ließ sich nicht leugnen, dass eine unsichtbare Anspannung in der Luft lag. Keiner der Anwesenden äußerte sich dazu, doch an fast allen Gesichtern war abzulesen, dass niemand optimistisch in die Zukunft blickte. Wahrscheinlich, danach sah es aus, fragte sich jeder insgeheim, was das Jahr 1933 mit ihm vorhatte. Die gesamte Gesellschaft stand an einem Scheideweg, zwar blieb es unerwähnt, aber jeder im Raum schien die Schwere der bevorstehenden Ereignisse zu spüren. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die politischen Spannungen erzeugten Existenzängste. Hoffnung schien ein ferner Traum zu sein, verloren in den Schatten der Realität. Dennoch klirrten um Mitternacht die Sektgläser, mit einem Lächeln, Umarmungen und Küssen auf Lippen und Wangen wünschten sich die Feiernden ein gutes neues Jahr. Niemand konnte ahnen, dass die Glocken der Kirchen den Countdown zu einem Albtraum einläuteten.

Ω

Vierzig Monate hatte Otto von Dannenburg am Ersten Weltkrieg zwangsweise teilgenommen. Er war in der zweiten Dezemberwoche 1918 aus der Reichswehr im Rang eines Obersten entlassen worden, was ihn nicht davon abhalten konnte, neben seinen Männern im Schützengraben zu stehen. Während dieser Zeit wurde ihm ein einziger Fronturlaub bewilligt, es geschah zur Geburt seines Sohnes im August 1915. Erst nach Kriegsende sah er Peter wieder und es wurde ein langwieriges Ringen, sich dessen Gunst und Vertrauen zu erarbeiten. Zwischendurch musste Otto von seiner Gattin immer wieder mal aufgemuntert werden, da kleine Kinder durchaus grausam sein können. Die anfänglichen Feindseligkeiten seines Sohnes belasteten Otto manchmal so sehr, dass er oft glaubte, der Geruch des Krieges und Todes würde immer noch an ihm haften.

Selbst wenn es sich so verhielt, ließ es ihn seine Hildegard nicht spüren, sie weinte und lachte mit ihm, es gelang ihr sogar, öfter in seine Träume einzudringen als es die Kriegstage zu tun vermochten. Otto war ein körperlich unversehrter Veteran, der seelisch mit den traumatischen Erlebnissen zumeist umzugehen wusste. In gewisser Weise war er ein Soldat geblieben, obwohl er den Krieg hasste, ihn jedoch aus einer anderen Perspektive betrachtete. Er sah ihn mit den Augen der Soldaten, nicht durch die glorreich verschmierten Brillen der Oberbefehlshaber. Aus diesem Grund hatte er Bekanntschaften und Kontakte aufrechterhalten, die ihm während der Kriegstage in menschlicher Manier oder auf verständnisvolle Art über den Weg gelaufen waren. Diese Verbindungen umfassten einfache Schützen und Kanoniere, mit

denen er durch dick und dünn gegangen war. Diesem Kreis gehörten auch mittlere und hohe Offiziere an, die den Ton in einer nicht offiziell existierenden Wehrmacht vorgaben. Der Erste Weltkrieg hatte eine Reichswehr hinterlassen, die als ein Schrotthaufen betitelt werden musste, absolut kampfunfähig war. Seit geraumer Zeit wurde still und heimlich von der Errichtung neuer Streitkräfte geträumt, letztlich ein Plan für ihre Entstehung vorbereitet.

Die bis in die höchsten Ebenen reichenden Beziehungen verhalfen dem Gutsbesitzer zu einem Wissen, welches der Öffentlichkeit vorenthalten blieb. Erstmals wurde er schon in der ersten Woche des neuen Jahres aufgeschreckt. Insider wollten in Erfahrung gebracht haben, dass der schwer enttäuschte Franz von Papen vorhatte, sich mit Adolf Hitler zu treffen. Die Ursache dafür lag in der Ablösung seines Kabinetts, dem auf Anordnung des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg das Ministerium seines früheren Weggefährten Kurt von Schleicher im Dezember 1932 folgte. Frust, Neid, Machthunger machten sich nun auch dort breit, wo sie zuvor begrenzt oder gar nicht vorhanden waren. Anderweitige schamlose Möglichkeiten erhielten Auftrieb. Hinter vorgehaltenen Händen wurde von Rachegeleuten und der Absicht einer Regierungsübernahme gesprochen. Bis zum Monatsende und seinem Aufenthalt auf dem höchsten Hügel seines Anwesens bekam Otto beinahe täglich ein Telegramm. Die Nachrichten hielten ihn auf dem Laufenden, durch sie erfuhr er, dass sich Franz von Papen öfter mit Hitler getroffen hatte. Bestürzt nahm der Gutsbesitzer in der letzten Woche des Januars zur Kenntnis, dass eines der letzten Gespräche

unter der Anwesenheit des Staatssekretärs Otto Meissner und dem Sohn des Reichspräsidenten Oskar von Hindenburg stattfand. Aus Ottos Sicht handelte es sich bei den Zusammenkünften um die Vorbereitung eines überwiegend gewaltlosen Putsches. Keine Revolution im wahrsten Sinne des Wortes, sondern um eine Machtübernahme, der nur eines zugrunde liegen konnte: Die Einschränkung sämtlicher Freiheiten, von denen kein Bürger und unerwünschte Institutionen verschont bleiben würden. Im Kreis seiner Freunde und Bekannten gab es Leute, die seiner Meinung waren. Mit ihnen hatte sich Otto im Verlauf des Monats ein paarmal getroffen, sie in seinem Haus empfangen oder er war mit Hildegard zu ihnen gefahren.

Mitte des Monats lagen Otto und Hildegard im Bett, der an diesem Tag erhaltene Besuch war trotz der langen Anfahrtszeit bereits nach zwei Stunden wieder abgereist, hatte jedoch eine düstere Atmosphäre wegen ihrer Prognosen zurückgelassen. Zu Gast war kein geringerer als General Freiherr Karl von Plettenberg gewesen. Unter seinem Kommando war Ottos Vater 1914 von einem feindlichen Schuss bei der Offensive der Reichswehr in Belgien getroffen worden. Seitdem bestand eine freundschaftliche Beziehung zu der Familie Plettenberg aus Bückeburg, die sich im Lauf der Jahre gefestigt hatte. Hildegard drehte sich ihrem Mann zu, legte ihre Hand auf seinen Brustkorb. »Glaubst du, es wird so kommen, wie es der General befürchtet?«

Otto hätte gerne anders geantwortet, doch er wollte seiner Gemahlin nichts vormachen. »Schlimmer Hilde, es wird viel schlimmer kommen als wir es uns vorstellen können.«

Eine bedrückende Stille legte sich über das Schlafzimmer, sie wurde nur vom Heulen des Windes unterbrochen, der vor den geschlossenen Fenstern immer wieder verschiedene Klagelieder anzustimmen versuchte. Hildegard seufzte tief, zog die Decke enger um sich und schloss für einen Moment die Augen, als wollte sie die düsteren Vorahnungen des Generals und ihres Mannes von sich fernhalten. »Wir müssen stark bleiben, Otto,« flüsterte sie schließlich, während sie seinen Blick suchte. »Wie können wir uns und Peter schützen?«, begann sie sich Sorgen um ihr einziges Kind zu machen.

Otto strich ihr sanft über das Haar, seine Gedanken rasten. »Wir werden vorbereitet sein, Hilde. Ich habe bereits Vorkehrungen getroffen, John geschrieben.«

»Was hast du vor?«, fragte Hildegard, spürte, wie ein Stein auf ihr Herz fiel, sich zudem einen Kloß in ihrem Hals bildete.

»Ich will nicht, dass unser Sohn mit seinen siebzehn Jahren in einem Land aufwächst, in dem man nicht frei leben kann. Ich möchte es nicht erleben, dass Peter eine Gesinnung annimmt wie mein Bruder. Unser Junge ist längst noch nicht erwachsen, er ist empfänglich für Ideologien, die nichts mit den unseren gemeinsam haben.«

»Du willst ihn nach Amerika schicken«, stellte Hildegard traurig, aber auch fassungslos fest.

Otto schüttelte den Kopf. »Ich bin mir noch nicht ganz sicher, außerdem muss ich Johns Antwort abwarten. Ohne deine Zustimmung wird nichts geschehen, versprochen.«

»Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, und wir müssen zusammenhalten. Das ist das Wichtigste.«

In den folgenden Tagen schien das Leben auf dem Gut wie gewohnt weiterzugehen, doch die Worte des Generals hallten in Hildegards Kopf nach. Innerlich bereitete sie sich auf das Unvermeidliche vor, auf die Gefahr hin, dass ihr Herz dabei zerbrechen würde. Sie und Otto verbrachten während des Tages mehr Zeit miteinander, redeten viel und schmiedeten Pläne, während die Welt immer unruhiger wurde. Am vorletzten Tag des Monats saßen Otto und Hildegard am Kaminfeuer. Die lodernden Flammen warfen tanzende Schatten auf die Wände, und für einen kurzen Augenblick schien die Welt in Ordnung zu sein. Doch die Realität holte sie ein, als ein lautes Klopfen an der Tür ertönte. Mit einem besorgten Blick stand Otto auf und öffnete die Tür. Draußen stand ein Bote, der ihm ein versiegeltes Schreiben überreichte. Er brach das Siegel, überflog die Zeilen, fühlte Hildegards Augen auf sich ruhen. Die Hand des Gutsbesitzers fing zu zittern an, nachdem er die Nachricht gelesen hatte. »Es ist so weit, Hilde,« sagte er mit belegter Stimme. »Wir müssen uns auf das Schlimmste gefasst machen. Hitler hat die Macht an sich gerissen, er ist der neue Reichskanzler. John hat mir geantwortet, er wäre bereit Peter in seiner Familie aufzunehmen. Jetzt und hier liegt es an dir: Wollen wir unseren Sohn an Hitler verlieren oder ihm ein Leben in Frieden und Freiheit ermöglichen?«

Der Monat Januar 1933 war ein Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands. Die politischen Spannungen erreichten ihren Höhepunkt, Adolf Hitler wurde am 30. Januar zum Reichskanzler ernannt. Diese Ernennung markierte den Beginn einer dunklen Ära, die das Land und die Welt nachhal-

tig verändern sollten. Die Menschen waren hin- und hergerissen zwischen Hoffnung auf Veränderung und der Angst vor dem Ungewissen. Weit weg von Greifswald, in den Straßen Berlins herrschte eine gespannte Atmosphäre, während die Bürger die Nachrichten verfolgten und versuchten, die Auswirkungen dieser politischen Entwicklungen auf ihr tägliches Leben abzuschätzen.

Insbesondere das letzte Ereignis hatte Otto auf die Anhöhe getrieben, von der er sein Anwesen größtenteils überblicken konnte. Er hatte sich eine Pfeife angezündet, hielt in einem dicken Mantel und einem Hut auf dem Kopf der Kälte stand, während er über eine fragwürdige Zukunft nachdachte. Es war der letzte Januartag, bald würde es dunkel werden, aber der Gutsbesitzer befand sich in einem Zwiespalt, nahm die einsetzende Abenddämmerung nicht wahr. Hildegard hatte zu weinen begonnen, als sie sich damit einverstanden erklärte, ihren Sohn nach Amerika ziehen zu lassen. Ihr war klar, dass ihr Mann nur das Beste für ihr Kind wollte, ihre Zustimmung fand ihren Ursprung jedoch in Ottos Weitsicht. Damit blieb dem Pferdezüchter die Entscheidung über das weitere Vorgehen vorbehalten. Schweren Herzens, auch mit einer Last auf den Schultern und einer Bürde im Gewissen, entschloss er sich endgültig dazu, seinen Nachkommen nach Amerika zu schicken. Es seinem Sohn verständlich beizubringen, ihm zu erklären, Familie, Freunde und Bekannte zurücklassen zu müssen, davor hatte er ebenso viel Angst wie einst im Schützengraben. Im August stand Peters achtzehnter Geburtstag bevor, doch sein Junge war reifer als es sein Alter vermuten ließ.

Otto wusste, dass sein Sohn vehement gegen seinen Entschluss aufbegehren würde. Das Gut, die Ostsee, Pommern, sein soziales Umfeld, die Eltern und über alles geliebte Oma Hermine auf Jahre nicht wiedersehen zu können, mit welchen Worten konnte er seinem Jungen begreiflich machen, dass es zu diesem Schritt keine Alternativen gab. Wie sollte er seinem einzigen Kind plausibel erläutern, wie schwer es ihm als Vater fiel, diesen Weg wählen und gehen zu müssen. Vor Ort wäre Peter oft auf seinen Onkel, Walter, getroffen, hätte womöglich ihn und dessen Einstellung aus jugendlichem Leichtsinn zu bewundern begonnen. Letztlich machte der Nationalsozialismus vor den Toren Greifswalds keinen Halt, auch vor Ort fingen manche Menschen bereits an, ihre tiefsten Abgründe an den Tag zu legen.

Der Gutsbesitzer verließ den Hügel, begab sich zu seinem Besitz, wo im Wohnzimmer ein gemütliches Kaminfeuer auf ihn wartete. Zwei Dinge besprach er an diesem Abend mit seiner Frau Hildegard. Sie vereinbarten in Bezug auf ihren Sohn absolutes Stillschweigen. Walter durfte von den Plänen nichts erfahren, ihr Sohn erst kurz vor seiner Abreise über alles unterrichtet werden. Nachdem sie sich einig geworden waren, erkannte Otto, dass seiner Gemahlin noch etwas auf der Zunge lag. Er lächelte sie trotz der belastenden Umstände aufmunternd an. »Was liegt dir auf dem Herzen?«

»In einigen Tagen hat deine Mutter Geburtstag, du kannst deinen Bruder von der Feier nicht ausschließen.«

»Hildegard, wenn wir Walter zu dem Fest einladen, wird es böses Blut geben, glaub mir das«, sagte Otto.

»Deine Mutter hat Geburtstag, nicht du«, konterte Hilde.

»Sie will ihn dabeihaben?«, wunderte sich der Gutsbesitzer, im Wissen, dass seine Mutter die Ansichten ihres zweiten Kindes ebenfalls nicht guthieß.

»Natürlich hofft sie, dass Walter Einsicht zeigt, aber in erster Linie möchte sie, da ihr euch versöhnt. Sie hat recht, so kann es auf Dauer nicht weitergehen«, bezog Hildegard eine klare Position.

Otto von Dannenburg streckte die Füße aus, um sie sich am Kamin zu wärmen. »Du weißt, dass es hoffnungslos ist. Walter wird seine Ansichten nicht ändern, schon deswegen darf er über unsere Pläne mit Peter nichts erfahren. Umgekehrt werde ich meine Einstellung nicht fallen oder mich zur NSDAP bekehren lassen.«

»Das verlangt auch niemand. Ihr seid zwei völlig verschiedene Charaktere, trotzdem Brüder, verhaltet euch so! Eure politischen Meinungen haben an Mutters Geburtstag nichts verloren, sollten in Zukunft nicht zwischen euch stehen. Man muss nicht einer Meinung sein, um eine Familie bleiben zu können«, argumentierte Hildegard.

»Das stimmt wohl, aber ich habe in Walters Anwesenheit nicht zu politisieren angefangen«, erwiderte Otto, fing an, sich eine Pfeife herzurichten. »Jede Wette: Er hat dir versprochen es nicht zu tun, wann hast du mit ihm geredet?«

»Während du spazieren warst, war er kurz hier und hat sich wegen des Geburtstags eurer Mutter erkundigt. Gib ihm eine Chance, damit auch dir, somit euch«, antwortete Hildegard im bittenden Ton.

Otto sah sie an, nickte. »Gut, er soll kommen, aber du wirst sehen, er wird sein Versprechen brechen.«

»Peter kommt morgen von seinem Ausflug mit den Rotenbaums zurück. Ich habe Angst davor, ihm in die Augen zu sehen, werde wahrscheinlich große Mühe haben, meine Gefühle zu verbergen«, wechselte Hildegard das Thema.

»Wie schnell eine Woche vergeht«, entgegnete Otto, zündete sich die Pfeife an, sprach nebenbei weiter: »Du darfst nicht an den Abschied denken, sondern an ein Wiedersehen in einem besseren, freien, demokratischen Deutschen Reich. Wir schicken ihn nicht in die Fremde, stattdessen zu einem treuen Freund, wodurch wir ihn beschützen, wo er außerdem viel lernen kann. Der Aufenthalt in Amerika wird ihm eine Hilfe im Leben sein.«

Hildegard sagte nichts dazu, hatte während der Aussage ihren Mann beobachtet. Er litt unter den Gegebenheiten, sie sah es an seinem Verhalten, an der Art, wie er dasaß, rauchte und es unterließ, sie anzusehen. Sie stand auf, begab sich vor Otto in die Hocke, legte ihre Hände auf seine Oberschenkel. »Alles wird gut, Liebster, wir stehen das zusammen durch, bitte versprich es.«

Februar

Abgesehen von der Tatsache, dass Peter von Dannenburg gesund aus einem Skiurlaub zurückgekommen war, zu dem ihn der Sohn der Familie Rothenbaum mitgenommen hatte, begann der Monat überhaupt nicht gut. Auf Wunsch Adolf Hitlers löste Reichspräsident Paul von Hindenburg schon am 01. Februar den Reichstag auf. Hitler hatte damit als Reichskanzler seinen Willen durchgesetzt, der ihm Freiheiten erlaubte, die dem deutschen Volk genommen wurden. Am 03. Februar 1933, es war ein Mittwoch, hielt der Reichskanzler seine erste Rede vor Befehlshabern der Reichswehr. Von einem anwesenden Offizier wurde der pensionierte General Karl Freiherr von Plettenberg über den Inhalt der Ansprache unterrichtet. Noch am gleichen Tag erreichte Otto von Dannenburg diesbezüglich eine Depeche. Der Reichskanzler hatte Klartext gesprochen und seine Zukunftsziele vorgestellt. Dazu gehörte die Erweiterung des Lebensraums im Osten sowie dessen vollständige Germanisierung.

Der Gutsbesitzer fühle sich mehr denn je in seiner Meinung bestätigt. Mit Adolf Hitler brach das Unglück über das Deutsche Reich herein, die Frage war, über wen noch? Er war dem Mächtegermaler im Ersten Weltkrieg begegnet und hatte sich gefragt, was der dürre Kerl aus Österreich zu beweisen versuchte, noch dazu in einer deutschen Uniform. Damals, es war im zweiten oder dritten Kriegsjahr, wirkte der Gefreite Hitler unbeholfen und sein Dialekt war mit einer undeutlichen Aussprache verbunden. Adolf war ein un-

scheinbarer Soldat, über dessen Mut Otto nichts zu sagen vermochte, doch Art und Wesen des damaligen Meldegängers hatten ihm schon in jenen Tagen nicht gefallen. Jetzt war der Gefreite Adolf Hitler zum Leidwesen des Gutsbesitzers Reichskanzler. Er führte sich nicht mehr wie einst unterwürfig gegenüber seinen Vorgesetzten auf, sondern gab nun den Ton an. Die Erinnerungen an die Begegnung waren überwiegend verblasst, doch die Folgen sollten unauslöschlich werden, von dieser Überzeugung konnte ihn niemand abbringen. Er wusste auch nicht mehr genau, wann und wo die kurze Episode stattgefunden hatte.

Entsetzt über die Nachricht des Generals, wie sich Karl von Plettenberg immer noch gern anreden ließ, eilte er ins Haus, händigte das Telegramm an Hildegard aus. Er wartete, bis sie es gelesen hatte, nahm sie danach an die Hand, zog sie ins Wohnzimmer, wo auch seine Mutter Hermine in ihrem Rollstuhl saß. Das Gefährt hatte Otto eigenhändig zusammengebaut und mit einem Motor versehen, damit seine Mutter bei Lust und Laune über das Anwesen donnern konnte. Eines war ihm jedoch bis in die Gegenwart nicht bewusst geworden: Er hätte den Eigenbau durchaus als Patent anmelden können, denn der erste motorbetriebene Rollstuhl wurde erst 1938 von Homer Smith aus den Vereinigten Staaten erfunden und patentiert. Otto bat seine Frau das Telegramm an seine Mutter weiterzureichen, geduldete sich, bis sie es gelesen hatte, machte schließlich die Wohnzimmertür zu, nachdem er von Hermine mit trüben Augen angesehen wurde. Der Pferdezüchter erkannte die Furcht seiner Mutter, sie hatte schlagartig begriffen, was die Zeilen bedeute-

ten. Schon wieder kündigte sich ein Krieg an, wenn auch schleichend. Erneut würde sie furchtbare Ängste ausstehen, falls Otto wiederholt auf das Schlachtfeld gerufen werden sollte. Ihr Enkel durfte so etwas nie erleben, wegen Peter eröffnete sie eine kurze Debatte.

»Es ist bitter, aber Otto, Sorge dafür, dass Peter sobald wie möglich dieses Land verlässt. Wir alle werden ihn vermissen, aber das ist allemal besser, als um ihn trauern zu müssen. Wann kann er fahren?«

»Im Mai, das ist früh genug«, klärte Otto seine Mutter auf, ergänzte: »Ich wiederhole mich«, ergriff Otto das Wort. »Bei der Geburtstagsfeier am Samstag, kein Wort über Peter zu Walter. Hilde!«, wandte er sich an seine Frau. »Mama darauf anzusprechen wäre sinnlos, aber dich frage ich nun: Möchtest du Peter nach Amerika begleiten?«

Die Frage schlug wie ein Blitz in dem Raum ein, ihr Donnerhall sorgte für eine momentane Stille. Als Hildegard bewusst geworden war, welches Angebot sie eben von ihrem Mann bekommen hatte, schüttelte sie den Kopf. »Niemand werde ich euch beide allein lassen, niemals!«

»Wenn du mich so etwas fragen würdest und ich wäre nicht deine Mutter, sondern deine Frau, hättest du soeben eine Ohrfeige von mir bekommen«, gab Hermine von sich, legte ihre Hände auf die von Hildegard, die auf ihrer Schulter lagen, da ihre Schwiegertochter hinter ihr stand.

»Ihr wisst, was das Telegramm zu bedeuten hat. Es wird wieder Krieg geben, nicht heute, nicht morgen, aber in absehbarer Zeit. Hitler braucht Jahre, um aufzurüsten, bis dahin könnt ihr es euch überlegen. Auch du Mutter!«

Hermine von Dannenburg, die mit dreiundzwanzig Jahren Mutter von Otto wurde, am Samstag ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag feiern sollte, hob mahnend die Hand an und streckte ihren Zeigefinger tadelnder Bewegung in die Höhe. »Traue dich nicht, mir irgendetwas einreden zu wollen. Ich habe dich und deinen Bruder hier zur Welt gebracht, habe hier deinen Vater geheiratet, der unter der Eiche liegt, an der wir uns zum ersten mal richtig umarmt und geküsst haben. Nie, nie, nie, wirst du mich von hier wegbringen, außer ich liege im Sarg. Aber selbst dann bleibe ich, mache es mir neben deinem Erzeuger gemütlich. Daran wird kein Krieg etwas ändern können.«

»Mutter«, wollte Otto etwas erwidern, wurde jedoch sofort unterbrochen.

»Nichts Mutter!«, fauchte ihn Hermine an. »Du hast selbst vorhin gesagt, dass ein Vorschlag dieser Art bei mir sinnlos wäre, also lass es sein. Ich bleibe! Ich bleibe für immer!«

»Ich auch!«, fügte Hildegard dazu. Sie verließ ihre Position, begab sich zu Otto und schlang ihre Arme um seinen Hals. »Nichts kann uns trennen! Das schafft kein Hitler, auch kein Krieg, noch nicht einmal eine Sintflut. Peter in Sicherheit zu wissen, gibt Mut und Kraft, es ist ein Grund mehr, dir zur Seite zu stehen. Egal, was kommt und geschieht, ich könnte dich und Mutter niemals allein lassen. Beherrze es bitte von nun an und für immer!«

Otto gab auf. Geschlagen zog er sich zurück, begab sich zurück an die Arbeit, die er zuvor hatte liegen lassen. Der offene Kamin im Wohnzimmer lechzte nach Holz, es war die ideale Betätigung, um sich das Erlebte von der Seele zu ha-

cken. Während er einen Scheit nach dem anderen spaltete, dachte er darüber nach, wie er seinem Sohn dessen Amerikaufenthalt schmackhaft machen könnte. Nach wie vor besaß Peter keinen blassen Schimmer, was seine Eltern mit ihm vorhatten. Der Gutsbesitzer hatte bereits erste Vorkehrungen getroffen, sämtliche Vorbereitungen liefen in telegrafischer Abstimmung mit seinem Freund John James McKenzie. Mitte Mai würde Peter in Hamburg die Washington besteigen, die zu diesem Zeitpunkt ihre Jungfernfahrt bestehen sollte. Von New York über Southampton ging es in die Hansestadt. Mit dem Passagierdampfer käme Peter Ende Mai in New York an, wo John ihn dann abholen wollte. Alles klang so einfach, aber der holzhackende Pferdezüchter wusste aus Erfahrung, dass die einfachsten Angelegenheiten oft an ihrer unterschätzten Schwere scheiterten.

Ω

Ende der Leseprobe

[Zum Buch](#)

Interview zu Zwanzig Jahre – 1933

Das Interview wurde von Ilse Hendricks geführt.

Frage: Es ist soweit: Roman, du hast deinen Traum erfüllt und einen historischen Roman veröffentlicht. Wie fühlt es sich an?

Antwort: Gut, sehr gut. Es ist wahr, die Geschichte habe ich seit ungefähr meinem sechzehnten Lebensjahr im Kopf. Es macht mich ein wenig Stolz, dass ich sie umsetzen konnte.

Frage: Das ist aber erst der 1. Band, von wie vielen?

Antwort: Es werden vier, ich hoffe, dass ich die wahre Geschichte und meine fiktive Story in den Bänden unterbringen kann.

Frage: Du beschreibst die Ereignisse ab 1933 bis 1953, wie umfangreich waren die Recherchen?

Antwort: Sehr umfangreich. Ich glaube, am Ende werde ich mehr recherchiert als geschrieben haben.

Frage: Ist den wahren Ereignissen etwas hinzugefügt worden?

Antwort: Lässt man meine Protagonisten aus dem Spiel, nein. Alles ist historisch belegt.

Frage: Du bezeichnest den ersten Band als einen Prolog, weshalb?

Antwort: Insgesamt ist der 1. Teil eine Einführung in alles was noch kommen wird und das ist einiges. Die Bände 2 bis 4 werden deshalb vermutlich doppelt so lang, was einige Probleme mit sich bringt.

Frage: Welche?

Antwort: Der Preis für Druckexemplare. Da mache ich mir echt schon heute Gedanken, aber zunächst heißt es, die Reihe zu Ende zu schreiben.

Frage: Wann erscheinen die Bände 2 - 4?

Antwort: In den ersten drei Quartalen 2025, wobei die Taschenbücher erst ein paar Wochen später erhältlich sein werden.

Frage: Wird es die Serie auch als Hörbuch geben?

Antwort: Klar. Ebenfalls in vier Teilen.

Frage: Ohne zu bohren, mit was darf man in den kommenden Folgen rechnen?

Antwort: Neben den Schicksalen meiner Darsteller natürlich die wahren Ereignisse von damals. Die Vorkriegszeit im Teil 2, der Zweite Weltkrieg in Teil 3, es wird noch richtig rund und dramatisch zugehen.

Frage: Was ist mit Teil 4?

Antwort: Der historische Roman verwandelt sich zu einem Thriller, mehr verrate ich nicht.

Der nächste Gelsenletter erscheint im Dezember 2024, ich hoffe, diese Ausgabe konnte gefallen. **Ihr Roman Just**